MOLTKE ALS ERZIEHER ...: NEBST ANHANG: BETRACHTUNGEN ÜBER DEN ENTWARFEINES VOLKSSCHULGESETZES IN PREUSSEN

Felix Dahn, Helmuth Graf von Moltke

Digitized by Google

UNIVERSITY OF WISCONSIN LIBRARY

Digitized by Google

Moltke als Erzieher.

Allerlei Betrachtungen

von

Felix Dahn.

Nebst Anhang:

Betrachtungen über den Entwurf eines Volksschulgesetzes in Preußen.

Breslau.

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. 1892.

Leipzig, E. F. Steinacker. New-York: Gustav E. Stechert.

Digitized by Google

Digitized by Google

DD
219
M7
D3

Vorwort.

Von vielen Seiten ward mir der Wunsch ausgesprochen, ich möge die unter dem Namen „Moltke als Erzieher" in der Zeitschrift „Nord und Süd" (1891/92) veröffentlichten Aufsätze in ein Büchlein zusammengefaßt herausgeben.

Wenn ich dieser Aufforderung nachkomme, so geschieht es nicht in dem Glauben, mein Antheil an den folgenden Seiten rechtfertige den Schritt. Diese Betrachtungen enthalten nicht gerade viel Neues.

Allein ich werthe das Buch Moltke's, an das sie sich knüpfen, so hoch, daß ich dringend

Digitized by Google

wünsche, die Kenntniß seines Inhalts, die Würdigung seiner Vorzüge unter den Deutschen so viel als möglich zu verbreiten: die Mittel für diesen Zweck sind dabei ziemlich gleichgiltig: meine Aufsätze bieten zum Theil wörtliche Auszüge, zum Theil Schilderungen des Werkes und ziehen Folgerungen aus seinen Lehren: so können sie immerhin nützen. Die fehlende Einheit des Inhalts möge durch die zu Grunde liegende Einheit der Gesinnung einigermaßen ersetzt werden.

Durch Mißverständnisse bin ich in den Zeitungen in ein Verhältniß zur „Herausgabe" des Moltke'schen Nachlasses gesetzt worden, welches für jeden Einsichtigen sich sofort als ein Unmögliches erweisen mußte: nur ein Offizier — und zwar ein hervorragender — konnte Herausgeber sein. Meine Zuziehung beschränkte sich darauf, daß Herr Graf Wilhelm Moltke, der Neffe und Majoratserbe des Feldmarschalls, und der Verleger, mein lieber Freund, Dr. Toeche-Mittler,

Digitized by Google

mich bei einzelnen — allerdings nicht ganz unwichtigen — Fragen, z. B. über Aufnahme oder Weglassung von Briefen, dann von Uebersetzungen aus einem englischen Dichter, von der Jugendschrift über Polen u. s. w. um meine Ansicht befragten.

Recht viel mehr eigene Zuthat hatte ich den Aufsätzen zugedacht in einer „Schlußbetrachtung", welche mehr als ein Drittel des Ganzen würde betragen haben. Sie enthielt eine Besprechung der — nach meiner Meinung — unerfreulichen, ja zum Theil auf das Tiefste zu beklagenden Dinge, welche wir seit dem Tod des Kaisers Friedrich I. in der Leitung der Verhältnisse Preußens und des Reiches nach einzelnen Richtungen haben erleben müssen.

Ich habe diese Schlußbetrachtung gestrichen: ein Mann, dessen Urtheil für mich maßgebend ist, meinte, sie schaue so düster in die Gegenwart und in die Zukunft, daß sie,

Digitized by Google

sofern man ihr beistimmen würde, entmuthigend, also ungünstig wirken müßte.

Das will ich nicht. — —

Ich habe, trotz wiederholter Aufforderung, mich nie in das politische Treiben gemischt; spreche ich jetzt ein par Worte, so geschieht es, weil seit 1864, 1866, 1870 die Lage Deutschlands nie gefahrdrohenden Bewegungen so nahe schien, wie dermalen, und zwar bei einer Leitung, die man nicht beleidigt, wenn man sie, der Wahrheit gemäß, eine noch nicht eben lang erprobte nennt.

Ich beschränke mich auf eine kurze Angabe der Gegenstände, welche in jener geopferten Betrachtung ausführlich und, wie ich glaube, in recht eindringlichen, ja schmerzlichen Worten erörtert waren. Denn wenn viele Menschen „in ihrer Qual verstummen, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.“ Unser Höchstes ist nun doch einmal dieses deutsche Reich und — sein granitner Kern — dieses Preußen: was beide

Digitized by Google

gefährdet, gefährdet uns in Allem, was das Leben lebenswerth macht. Wär' es noch ein „Leben", was wir nach Zertrümmerung dieser Bauten führten?

Nicht nur „das höchste Gut des Mannes ist sein Volk": — ein Mann, der ein Mann ist, kann nur im Leben seines Volkes leben.

Ich ging in jener „Schlußbetrachtung" aus von den Worten, in welchen ich — um die Zeit des Friedens von Frankfurt — die heimkehrenden Deutschen Heere begrüßt hatte;

„Und blick' ich auf die Völker alle, —
Heut steht kein Volk dem Deutschen gleich" [1]).

Das war damals keine Uebertreibung.

Ich warf jetzt die Frage auf, ob wir nicht seit dem Tode des Kaisers Wilhelm I. und seit dem Sturze des Fürsten Bismarck von jener hohen Stellung herabgesunken sind? Ich mußte sie mir leider bejahen und fuhr fort:

---

[1]) Gedichte, II. Sammlung. 3. Auflage. Leipzig 1873, S. 574.

Digitized by Google

„Das darf gesagt werden: denn unsere Feinde draußen und drinnen wissen es längst: wir plaudern nichts aus, was sie nicht schon bejubeln! Sie wissen es, daß die begeisterte Zuversicht früherer Jahre nicht mehr besteht. Es muß aber auch gesagt werden: denn manche Leute im Inneren, die es am Allernächsten angeht, scheinen es noch immer nicht zu wissen und zu merken. Es ist aber hohe Zeit."

Zuerst kam der Arbeitercongreß in Berlin (mit vorgängiger schmählicher Täuschung des jungen Herrschers durch verkappte Führer der Socialdemokratie): er hatte keinerlei Erfolg.

Dann die Nichterneuerung des Socialistengesetzes; Fürst Bismarck hat jetzt [1]) seine Meinung in dieser Frage vernehmen lassen: sie stimmt völlig mit unseren Ausführungen (S. 157 unten): er wollte eine (weisere) Erneuerung des Schutzgesetzes: höherer

1) Hamburger Nachrichten, 26. November 1891.

Widerspruch hielt ihn ab, ja veranlaßte sein Fernbleiben von dem Reichstag in Berlin:

„Fürst Bismarck war der Ansicht, daß die socialdemokratische Bewegung in letzter Consequenz keine Rechts-, sondern eine Kriegs-Frage und als solche zu behandeln sei, wenn man den Bestand der geltenden Stats- und Gesellschaftsordnung mit Aussicht auf Erfolg in der Zukunft sicher stellen wolle. Der Reichskanzler war überzeugt, daß der Kampf mit der Socialdemokratie um die Macht unvermeidlich sei und deshalb je eher je besser stattfinde, d. h. bevor die Bemühungen größeren Erfolg erzielt hätten, welche die Socialdemokratie unablässig macht, um die Zuverlässigkeit der Armee zu untergraben und namentlich den für dieselbe so wichtigen Stand der Unteroffiziere in die Hände zu bekommen. Angesichts des Vertheidigungszustandes, in dem sich Stat und Gesellschaft den socialistischen Arbeitermassen gegenüber befinden, und angesichts der Möglichkeit, daß, wenn

eine Lösung der socialistischen Frage nicht bei Zeiten herbeigeführt wird, in der Zukunft der Tag kommen kann, wo bei nothwendiger militärischer Bewältignng eines socialistischen Revolutionsversuches ein socialdemokratisch durchsetztes Unteroffiziercorps die Soldaten veranlaßt, „zu hoch", d. h. in die Luft zu schießen, blieb es für den Fürsten Bismarck unverständlich, daß die Frage der Aufhebung des Socialistengesetzes vom juristischen Standpunkte, anstatt von dem der Erhaltung und der Sicherung des States entschieden werden sollte. Nach der Meinung des Fürsten kam es vor Allem darauf an, die Statsgewalt im Besitz aller Waffen zur Bekämpfung der Socialdemokraten zu belassen, damit sie bei einer etwaigen Katastrophe Herr im Lande zu bleiben vermöge. Mit diesen Ansichten und mit denen, die der Reichskanzler über anderweitige Bemühungen zur Lösung der Arbeiterfrage im Wege der Gesetzgebung hegte, befand er sich schon da-

Digitized by Google

mals im Widerſpruche mit denjenigen der maßgebenden Zukunft. Da ihm dadurch die Möglichkeit abgeſchnitten war, ſeine Ueberzeugung im Reichstage zu vertreten, hielt er ſich den Verhandlungen fern und entſprach damit, wie wir glauben, höheren Wünſchen."

Ausdrücklich ſagen uns die Socialiſten: nur die Aufhebung jenes Geſetzes habe ihnen geſtattet, die Verhetzung auf das flache Land zu übertragen.

Dann die Gymnaſialreform: ſie will an die Stelle unſerer altbewährten, allerdings beſſerungsbedürftigen Gymnaſien Dinge ſetzen, welche noch Keinem recht klar ſind: warten wir ab: verwerfen wir nicht, was wir noch nicht kennen: einſtweilen ſind aber bereits zwei Lehrbücher der Geſchichte „von hinten nach vorn" erſchienen: wir werden künftig alſo das Preußen des großen Kurfürſten aus dem Wirken Friedrichs des Großen und die Schlacht

Digitized by Google

bei Jena aus der Erhebung der Befreiungskriege erklären. —

Dann der Vertrag mit England über Afrika: die Gegenleistung heißt — Helgoland. Denn die Vertheidigung der italienischen Küste durch die englische Flotte erfolgt zum Vortheil Englands selbst oder — gar nicht. Die Betheiligung Englands an einem Krieg in Europa ist überhaupt sehr zweifelig: das herrliche, liebe Alt-England Nelsons und Wellingtons ist nicht mehr. Und wenn dann gegebenen Falls nur nicht die englischen Kanonen, wie neuerdings so oft, nach hinten los und die Regimenter schon in den Kasernen „in Ausstand gehen". —

Und die Wiederverpolung deutschgewordener Dinge. Wahrlich, der Glaube an die Unvermeidbarkeit eines russischen Angriffs nach Durchführung der Neubewaffnung des russischen Heeres, also spätestens im Jahre 1894, muß stark sein: denn nur die Absicht, die preußischen Polen vorbeugend zu gewinnen,

Digitized by Google

kann es erklären, daß man auf einmal so Vieles aufgiebt, was man in langjährigem Mühen gewonnen hatte. — Und wenn dann — im Fall unseres Sieges — aus dem bisherigen russischen Polen ein polnischer Stat hergestellt wird: — werden die polnischen Unterthanen Preußens und Oesterreichs recht vergnügte Preußen und Oesterreicher bleiben?

Der Sohn eines Deutschen in Posen soll in diesen Tagen geäußert haben: „Ich werde nie Preuße. Denn meine Mutter ist Polin. Will der König an uns getreue Unterthanen haben, muß er uns nicht nur die Religion, muß er uns Alles, was wir brauchen, in polnischer Sprache lernen lassen." — Vor Jahren schon sagte ein preußischer Unterthan in Westpreußen: „lieber die russische Knute als die preußische Statsangehörigkeit."

Die angeführten Gründe der Mißstimmung könnten leicht sehr stark vermehrt werden: ach, gar viele Thaten und Reden sind gethan

Digitized by Google

und geredet, welche besser ungethan und ungeredet geblieben wären.

Es ist dem gegenüber doch gar zu einfach, wenn uns in der norddeutschen allgemeinen Zeitung und in einer Rede im Reichstag (Ende November) gesagt wird, „es besteht gar kein Grund zur Beunruhigung"! Das ist, wie wenn der Arzt dem über Zahnschmerzen Klagenden erwidert: „mein Lieber, Sie haben ja gar keinen Grund, Zahnschmerzen zu haben." Die letzten Gründe unserer Beunruhigung entziehen sich nur eben oft der Aussprache.

Ist es ohne Bedeutung, daß drei gewiß reichstreue Zeitungen wie die Kölnische, die Münchener Allgemeine, die Schlesische gleichzeitig und doch ohne „Complott" solch schwere Besorgniß aussprechen? Sollen die „Zeitungsschreiber" nur loben?"

Das bange Gefühl der Unberechenbarkeit der Leitung ist weit verbreitet im Deutschen Volke: gerade bei Männern, welche die eifrigsten

Digitized by Google

Anhänger des Reiches, Preußens, der Hohenzollern gewesen und geblieben sind: ist es „patriotisch“ sich darüber hinwegzutäuschen und Andere? Wer lobt diese Regierung? Die Polen und die Ultramontanen. Das sind ja die echten, viel bewährten Freunde des Reichs und des hohenzollernschen Königthums. [1]) Ist es denn gleichgiltig, ob in dem Volk,

---

[1]) Nachdem dies geschrieben war, nahm auch noch die demokratische „Frankfurter Zeitung“ den Vorkampf für den „neuen Cours“ auf. So wird Alles immer anschaulicher. Nun hat ein polnischer Priester, von Choinsky, eine Flugschrift verfaßt zur Vertheidigung des Satzes „Suprema lex regis voluntas. Polnisch-ultramontan-absolutistisch, das ist ja eine lieblich gemischte „Couleur!“ Alle alten „Reichsfeinde“ „stützen den Thron“ und die Freiconversativen und wir reichszerstörerischen Nationalliberalen, die wir unter Bismarck niemals etwas für das Reich gethan, stehen in banger Sorge bei Seite. Was sich wohl Kaiser Wilhelm der Erste und Moltke denken, wenn sie von Walhall auf diese Verschiebung der Parteien niederschauen?

Digitized by Google

in den Treuesten des Reichs das frühere begeisterte Vertrauen banger, ja bestürzter Sorge gewichen ist? Ist es „schwächlicher Pessimismus", das zu sehen und es zu sagen? Oh, es ist zum Herz-Abdrücken! Hört man die geschworenen Feinde unseres Reiches draußen und drinnen höhnen, spotten und jubeln: —

„und möcht ich sie zusammenschmeißen,
kann ich sie doch nicht (immer) Lügner heißen."

Wer ist verantwortlich für diese Veränderungen?

Nicht der Deutsche Kaiser und der König von Preußen!

Denn dessen Wille wird ja überhaupt Staatswille erst durch die Gegenzeichnung des Reichskanzlers oder eines preußischen Ministers, „welcher dadurch die Verantwortung übernimmt," Reichsverfassungsurkunde a. 17. Preußische Verfassungsurkunde a. 44. „Alle Regierungsacte des Königs bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers,

Digitized by Google

welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt."

Der Kaiser und König steht oberhalb unserer Erörterungen.
Er kann auch jene viele besprochenen Worte von der „suprema" lex unmöglich in dem ihnen beigelegten Sinne gemeint haben: er kennt die Verfassung, die er beschworen hat: er dachte „lex" wohl als „Richtschnur des Handelns"; über die auch dem gegenüber zu wahrende Verantwortlichkeit der Minister und des Reichskanzlers alsbald mehr.

Also verantwortlich (für die jetzige Reichsregierung und) für die Entlassung des größten Statsmannes des Jahrhunderts, — denn der Sturz Bismarks ist zwar nicht die einzige, aber die wichtigste Quelle all' jener Uebel — sind die Minister, welche diese Entlassung gegengezeichnet haben und Graf von Caprivi.

Das ist sonder Zweifel nach Allem, was man von ihm wußte und weiß, ein ganz ausge-

Digitized by Google

zeichneter Mann, und er hat nur Einen Fehler: aber einen großen! Daß er nicht erst des verstorbenen, daß er des noch lebenden Bismark Nachfolger geworden ist. Als „Erbe" Bismarck's war er gewiß an seinem Platz: soll dieser selbst ihn doch als seinen Nachfolger vorgeschlagen haben. Aber den lebenden Bismarck kann dem Deutschen Volk kein Mensch auf Erden ersetzen, in dem, was er früher gethan hat, in dem, was er seither gethan hätte und mehr noch in dem, was er seither verhindert haben würde. Und hätten alle deutschen Männer es abgelehnt, des lebenden Bismarck Nachfolger zu werden, — nun, dann wäre er heute noch Reichskanzler. —

Der neue Reichskanzler hat freilich erklärt: „ich stehe hier auf Befehl des Kaisers und werde hier stehen, so lang er befiehlt." Das kann auch nicht so gemeint sein, wie es gesagt ist. Denn der deutsche Kaiser und König von Preußen kann zwar einem preußischen General befehlen, eine Parade abzuhalten,

Digitized by Google

aber nicht ihm befehlen, Reichskanzler oder preußischer Minister zu werden; er kann ihm befehlen, in der Schlacht auf einem verlorenen Posten auszuharren, aber nicht ihm befehlen, gegen seine Ueberzeugung als Reichskanzler oder als preußischer Minister auszuharren und den Willen des Kaisers und Königs durch seine Verantwortung zum Statswillen zu machen; denn salus publica nach eigener freier Ueberzeugung ist für den Minister eines Verfassungsstates suprema lex d. h. „Richtschnur des Handelns." Der General Graf von Caprivi könnte und würde also trotz dieses Befehls ganz gewiß nicht im Amte bleiben, wollte ihm der Kaiser eine Maßregel befehlen, die der Minister Graf von Caprivi nicht verantworten zu können glaubt. Und der Kaiser kann auch — eben wegen jener Verantwortung — einem Offizier nicht befehlen, Reichskanzler zu werden, falls dieser die Entlassung des bisherigen Reichskanzlers nicht verantworten oder die Regierung nicht nach den Absichten

Digitized by Google

des Kaisers führen zu können glaubt. Der General Graf von Caprivi hat in jenen Worten militärische Gehorsamspflicht auf die statsrechtliche Stellung des Minister übertragen.

Reden und Erlasse des Kaisers allein z. B. sind freilich keine Regierungsacte, sondern etwa Anregungen zu solchen: — ihre Veröffentlichung ist statsrechtlich unbedenklich, — aber ein Minister müßte doch seine Entlassung nehmen, wäre er mit einer solchen (gedruckten) Aeußerung nicht einverstanden und entschlossen, solcher Anregung nicht zu folgen; also trägt er mittelbar die Verantwortung auch für solche (veröffentlichte) Reden und Erlasse des Kaisers und Königs, insofern er bleibt.

Es sieht düster aus im Deutschen Reich. —

So sage nicht blos ich, ein vereinzelter Nach-Schwärmer von Sedan, so sagen und denken viele hunderttausende, die es so gut meinen mit Kaiser und Reich, daß sie ohne

Digitized by Google

einen Augenblick des Besinnens sterben würden „für Kaiser und Reich."

Wäre es nun besser, „patriotischer", solch bange Sorge zu verschweigen? Oder ist es männlicher — gerade nicht „schwächlich" — nach oben hin, laut vernehmlich, zu warnen?

Wir folgen „Moltke als Erzieher": wir sagen die Wahrheit, ob sie auch mißfalle und wir thun unsere Schuldigkeit — nach allen Seiten — auch ohne Hoffnung auf Erfolg. —

Breslau 1891, am Tage der Schlacht von Orléans: 3. December.

Erster Nachtrag.

Nachdem dies gedruckt war, hat der Reichskanzler im Reichstag eine Rede über die neuen Handelsverträge gehalten, die als eine ganz hervorragende statsmännische Leistung hoch geschätzt werden muß, zumal die Verwerfung der Schlagworte „Schutzzöllner" und „Freihändler": man muß je

Digitized by Google

nach Umständen bald das Eine, bald das Andere sein. Diese Rede ist neben der Festigkeit gegenüber dem herbstlichen Getobe um Herabsetzung der Kornzölle — was hatten wir dann Oesterreich zu bieten? — und neben der Vereinbarung selbst der Handelsverträge das Erfreulichste, was bisher von den Leistungen des Reichskanzlers bekannt wurde: letztere ist an sich eine höchst schwer wiegende That großen Stils: das muß man anerkennen, auch wenn man einzelne schädliche Wirkungen der Verträge besorgt: es ist wieder einmal etwas geschehen durch das Deutsche Reich! Innigen Dank dafür! Wieder einmal hat Europa athemlos aufgehorcht auf die Worte eines deutschen Kanzlers: ach, wir waren dessen 20 Jahre lang gewöhnt! Es war so stolz, so schön, wie's damals war. — Es hat nicht sollen bleiben. —

Ich möchte diese zum Theil sehr düsteren Betrachtungen nicht ausklingen lassen in

Digitized by Google

bangem Zweifel an der Zukunft des Reiches: — dieſes Reiches, das wir ſo ſpät, ſo ſchwer, ſo blutig errungen, das wir ſo leidenſchaftlich lieben, das der Stolz und die Freude, der höchſte Inhalt und Zweck unſeres Lebens war — und bleibt.

Man hat mich nach Veröffentlichung des zweiten Abſchnittes dieſer Aufſätze gefragt: „alſo willſt Du wohl die Zurückberufung Bismarcks?“

Freilich wünſchte ich ſie: und in der erſten Zeit nach ſeinem Sturz war der Glaube an dieſe Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen. Allein nach Allem, was man ſeither vernommen hat oder vermuthen darf über die Art und Weiſe, in welcher Kaiſer und Kanzler ſchieden, iſt jener Gedanke aufzugeben. Der Kaiſer wird ihn nie mehr rufen und er wird, wenn gerufen, nie mehr kommen: — ausgenommen unter Umſtänden, in Gefahren

Digitized by Google

des Reiches, die Beiden — und uns Allen! — erspart bleiben mögen.

„Nun also, was Anderes räthst und wünschest Du?“

I. Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem großen Kanzler, damit dieser schrille, häßliche Mißklang nicht verewigt bleibe in der Deutschen Geschichte. Sollen das unsere Enkel in der Schule lernen müssen?

II. Sobald ein hierzu geeigneter Reichstag zur Verfügung steht, Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts durch das Erforderniß eines Mindestmaßes von Bildung;

III. Erlassung eines weiseren Socialistengesetzes zur Verhütung der offen betriebenen Verhetzung und der Uebertragung derselben auf das Land und in das Heer;

IV. Ausbildung jedes Wehrfähigen, um der Uebermacht Frankreichs an Geld, der

Digitized by Google

Uebermacht Rußlands an Menschen wenigstens einigermaßen zu begegnen;

V. Änderung der Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes in Städten.

VI. Eine Statsleitung, welche sich nicht auf Ultramontane und Polen stützt, sondern auf die bewährten Anhänger des Deutschthums und des Königthums, d. h. auf Nationalliberale und (gemäßigte) Conservative.

Freilich wird der Graf von Caprivi sehr mit Recht fragen: „ja, woher nehmen?"

In der That: in der Stärkung der nationalliberalen und der gemäßigt conservativen Partei, in deren Bündniß, und einer auf diese Gruppen gestützten Regierung erblicke ich das Heilmittel gegenüber den vielen Uebeln, an denen das Reich und Preußen leiden.

Das — ungefähr — war der Inhalt meiner „Schlußbetrachtungen". Ich habe also, wie gesagt, (oben S. V.) diese ein-

Digitized by Google

gehende Begründung, die recht Bitteres aufrühren und recht Düsteres in Aussicht stellen mußte, gestrichen auf Rath jenes Mannes, der aber nicht der Fürst Bismarck und auch kein Beamter ist. —

Zweiter Nachtrag.

Diese Zeilen waren geschrieben, als veröffentlicht wurde der:

„Entwurf eines Gesetzes über die Volksschule."

Mit bitterstem Schmerz und mit bangster Sorge muß ich den Gedanken, diesen Entwurf zum Gesetz zu erheben, das Beklagenswertheste nennen, was uns seit dem Sturze des Fürsten Bismarck getroffen hat. [1])

Nicht die Confessionalität der Schule ist daran das Schlimmste.

---

[1]) Die zu beanstandenden Bestimmungen sind: §§ 6 Absatz 3; § 14 Absatz 3; § 17 Absatz 4 und 5; § 18 Absatz 2. 3. 4. 6; § 70 Nr. 1. 2. §§ 80—82; §§ 105. 107 Absatz 2; §§ 109—112.

Digitized by Google

Zwar ist der Stat weder katholisch noch protestantisch noch christlich noch überhaupt religiös: ist der Stat Preußen getauft oder gefirmt oder confirmirt oder geht er zum heiligen Abendmahl? Der Stat ist eine juristische Person: eine solche kann so wenig christlich sein als himmelblau oder sechseckig oder contrapunktisch: er verhält sich zur Religion nicht anders als zur Kunst oder Wissenschaft: nämlich einerseits schützend, andererseits abwehrend und richtend; und welches Unheil der „christliche Stat", d. h. die liebliche Vermengung von Stat und Kirche angerichtet hat seit Sanct Augustin und Karl dem Großen, — das beleuchten zahlreiche Scheiterhaufen; jene Vermengung ist begriffswidrig.

Allein bei dem in Preußen nun einmal bestehenden Verhältniß des States zu den „Religionsgesellschaften" (Art. 14 und 24 der Verfassungsurkunde) ist die confessionelle Schule begründet, mag man auch die Simultanschule vorziehen und die Neubefestigung,

die Hervordrängung der Gegensätze der Bekenntnisse von einem höheren Standpunkte aus — dem des Vaterlandes, der Menschlichkeit und der Bildung — beklagen.

Aber die Confessionalität wird hier zu weit getrieben.

Durchaus nicht ist durch die Verfassung der Stat verpflichtet, zu verbieten, wie hier (§ 14 Absatz 3) geschieht, neue Simultanschulen auch im Falle des Bedürfnisses, da zu errichten wo bisher keine bestanden: Artikel 24 der Verfassung sagt nur „bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die confessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen". Heißt das „ausnahmslos"? In den östlichen Provinzen wird das Bedürfniß immer wieder hervortreten. Der Herr Minister, der äußerst geschickt das beantragte Gesetz nur als „Ausführung der Verfassung" hingestellt hat, wird nicht leugnen können, daß hier der Stat weit

Digitized by Google

über die Verfassung hinaus der Kirche Zugeständnisse macht. —

Jedoch sehen wir von der Confessionalität der Schule ab: die hier geplante Abgrenzung zwischen der Schulhoheit des States und dem Einfluß der Kirche auf die Schule bedeutet die Preisgebung wesentlicher Rechte der Statsgewalt.

Geschah solche bedenkliche Abgrenzung schon bisher auf dem Verwaltungswege, so konnte sie auf dem Verwaltungswege umgestaltet, durfte nicht jetzt durch das geplante Gesetz schwer abänderbar gemacht werden.

Daß die Artikel 21—25 der Verfassungsurkunde diese Abgrenzung erheischen, ist zu bestreiten: „das ganze Unterrichtswesen ist erst durch Gesetz zu regeln" sagt Artikel 26: dies Gesetz hat erst die allgemeinen Richtpunkte der Artikel 21—25 in der Ausführung juristisch bestimmt zu gestalten. Andernfalls müßte man eher die Verfassung ändern (wie ja den Artikeln 15 und 16 wiederholt vor

Digitized by Google

Kurzem geschehen), als ihr die hier beabsichtigte Ausführung geben!

Im Jahre 1890 erklärte die Statsregierung bezüglich des von Goßler'schen Entwurfes: „sie sei zu Gunsten der Religionsgesellschaften so weit gegangen, als sie mit der Wahrung statlicher Interessen gehen zu können geglaubt hat;" zwei Jahre darauf geht sie weit über diese Grenzen hinaus. Wohin? „In das Land, wo man den Manen Windthorsts Palmen streut, diejenigen Männer aber vergißt oder verketzert, denen unser Stat seine Hoheit und seine Größe verdankt." (Kölnische Zeitung vom 19. Januar 1892.)

Die deutsche Sage läßt den bergentrückten Helden aus seiner Verborgenheit zurückkehren, um sein Volk in der Stunde höchster Gefahr mit dem alten Schild und alten Schwert zu decken und zu retten: wird nicht der Verbannte von Friedrichsruh, der uns entrückte, herbeieilen an dem Tage, da

Digitized by Google

diese Entscheidungsschlacht wird geschlagen werden und noch einmal die alten wuchtigen Hiebe hau'n? Wahrlich, hier steht Größeres im Kampf als Handelsverträge!

Schon in den Seminarien, der Vorbildung der künftigen Volkslehrer, setzt das Uebergewicht der Kirche ein, nicht blos, weil sie auch hier den Religionsunterricht „überwacht" —: sie sind „confessionell" (§ 105); Lehrpläne und Lehrbücher sind an die Gutheißung der Kirche gebunden (§ 107); vor Anstellung eines Religionslehrers am Seminar wird die Kirche befragt, ob sie auch nicht etwa gegen dessen „Lehre und Wandel" etwas einzuwenden hat (§ 109 Abs. 2): ein kirchlicher Commissarius darf jederzeit den Religionsunterricht prüfen und beanstanden (§ 110): bei der Jahresprüfung stimmt ein solcher mit (§ 111): sogar die Amtshoheit des States wird hier auf das Empfindlichste eingeschnürt, indem der Stat selbst vor Ernennung der Religionslehrer die kirchlichen

Oberbehörden um ein „Gutachten“ angehen muß.

Die Könige von Preußen haben sonst ihr Beamtenernennungsrecht nicht gern einschränken lassen.

Aber weiter: soll der künftige Lehrer oder die Lehrerin die Prüfung für das *statliche* Lehramt ablegen, so genügt es nicht, daß die Schulmänner des Stats die Kenntnisse des Prüflings für ausreichend erachten. Nein! Ein von der Kirche beauftragter und an ihre Weisungen gebundener Geistlicher wohnt (übrigens schon jetzt) der Prüfung bei, nicht nur *mit gleichem Stimmrecht* wie der Statsbeamte (§ 112), nein, mit einem *Verbotsrecht*! Die Prüfungscommission schätzt die Kenntnisse des Prüflings ab: wer aber zieht die Grenze zwischen dem Maß der „Kenntnisse“ und der richtigen, der rechtgläubigen „Auffassung“, dem erforderlichen Maß von Eifer und Gesinnung? Der geistliche Prüfer. Und erklärt dieser — *gegen die Mehrheit*

sogar der Statsvertreter — die Kenntnisse für ungenügend, so entscheidet den Streit zwischen den Beauftragten des Stats und dem der Kirche nicht etwa der Stat durch seinen Oberpräsidenten als Vorsitzenden des Provinzialschulcollegiums. Bei Leibe nicht! Früher hatte der Stat in dem sogenannten „Culturexamen" durch seine Professoren die Kenntnisse der Geistlichen in den weltlichen Wissenschaften geprüft: — jetzt überträgt er reumüthig die Prüfung der Kenntnisse der weltlichen statlichen Volksschullehrer der Kirche: — stimmt die Kirche gegen den Oberpräsidenten, so geht die Stimme der Kirche vor: dem Prüfling wird das Zeugniß nur mit Ausschluß der Befähigung zum Religionsunterricht ertheilt. Der Stat hat in dieser Frage nichts mehr zu sagen. Allerdings: schon jetzt erhält, wer in der Religion nicht besteht, das Befähigungszeugniß überhaupt nicht: allein ist die Neuerung eine Besserung? Sicher und gewiß nicht! Welches Ansehen

Digitized by Google

wird der Lehrer bei den Kindern genießen, welche erfahren müssen, daß er für den Religionsunterricht nicht gut genug erfunden worden?

Die Kirche also entscheidet — sie allein — über die Anstellung des Religionslehrers. Will das die Verfassung? Wo steht das in der Verfassung (§§ 18. 112) geschrieben zu lesen? Mit ähnlicher — nun, sagen wir: „Kühnheit" — hat wiederholt die protestantische Kirche verlangt, der König soll vor Anstellung der Professoren der Theologie an den Hochschulen die Zustimmung des Oberkirchenrathes einholen. Ein solches Recht der Kirche ward zwar — noch! — nicht eingeräumt, aber von Fall zu Fall vorgängige Befragung zugesagt.

Die Kirche sagt also fortab dem Stat: „Du zwar erachtest die ‚Kenntnisse' dieses Lehrers in der Religion für genügend, aber ich nicht, also darfst du ihn nicht als Religionslehrer anstellen." Wir meinten bisher: um

Digitized by Google

über ein Maß von ‚Kenntnissen' zu urtheilen, genügten weltliche Schulmänner. Aber freilich: in Wahrheit handelt es sich nicht um die „Kenntnisse",[1]) sondern um die ‚Richtung':

[1]) Ein telamonischer Vorkämpfer für den Entwurf, der mir in vielen anderen Dingen nahe steht, hat ja auch schon im Abgeordnetenhaus erklärt: „es handelt sich bei dieser Prüfung ja gar nicht um „Kenntnisse", sondern um ein gläubiges Gemüth (Ahá). „Hat der Lehrer ein gläubiges Gemüth, so kann ihm bei der Prüfung nichts passiren." (das ist ja tröstlich! Also ertheilt ihm die Kirche die Erlaubniß auch bei ungenügenden „Kenntnissen") „denn er wird gefragt, ob er die Lehren seiner Kirche versteht" (sie sind aber anerkanntermaßen nicht zu verstehn: ist das Geheimniß der Dreieinigkeit, das Meßwunder zu verstehn? Sie sind ultra rationen: nicht verstanden, geglaubt müssen sie werden, wozu die lux interior durch Gott zu entzünden ist: es ist ein Gnadengeschenk, zu glauben) „und ob er ein gutes Leben führte" (Er wird wohl beides bejahen!) und dann wird er eben bestehn." Also auf die Kenntnisse kommt es nicht an, sondern auf die „Richtung" oder das „gläubige Gemüth."

Digitized by Google

will man denn die Lehrer mit Gewalt zu Heuchlern machen? Denn dem unglücklichen Lehrer, dem die Kirche einen solchen Geleitsbrief mitgiebt, dem darf man Glück nachwünschen auf den ohnehin so dornenvollen Weg des Schulamts. Man erwäge: die Volksschule ist „confessionell“: das Vorschlagsrecht für die Lehrerstelle hat der Gemeindevorstand, aber dieser nicht allein, nur unter gleichberechtigter Mitwirkung des Schulvorstands: — dieser ist „confessionell“: der Geistliche wird darin herrschen: nie wird er einen Lehrer, der mit jener kirchlichen Verwerfung behaftet ist, anstellen! Auch der Kreisschulinspector soll nach den Wünschen der Polen „confessionell“ d. h. für sie: katholisch sein. Schon jetzt bestimmt der Entwurf, daß in einer confessionellen Schule nur confessionelle Lehrer zugelassen werden. Ist das noch nicht genug? (§ 17.)

Ja, der Stat hat sich in der doch rein wissenschaftlichen Frage der Auswahl der Lehr-

Digitized by Google

bücher und der rein pädagogiſchen der Feſtſtellung des Lehrplans der Mitwirkung der Kirche unterworfen. (§ 6 Abſ. 3; ebenſo für die Seminarien § 10.) Ganz folgerichtig hat bereits ein ultramontanes Polen-Blatt, der „Dz. Pozn." verlangt: „die Geiſtlichen müſſen nicht nur den Religionsunterricht, auch den in anderen Gegenſtänden überwachen, damit nicht hier ſich falſche Begriffe verbreiten, welche mit den religiöſen Lehren nicht übereinſtimmen!" Bravo! In der Naturgeſchichte muß alſo I. Buch Moſis Kap. 1 zu Grunde gelegt, in der Geſchichte muß den Katholiken Luther, den Proteſtanten Gregor VII in „confeſſioneller" Auffaſſung dargeſtellt werden! Dringend nothwendig daher iſt auch die Ueberwachung der Univerſitätsvorleſungen durch die Geiſtlichen! Die Rectoratsreden in München und die Vorleſungen in Würzburg werden ſchon mit beſtem Erfolg „überwacht". Soll ſich Preußen durch Baiern überholen laſſen?

Hiezu noch Eins: in bitterſtem Ernſt.

Digitized by Google

Nur hier muß ich ein wenig lauter erheben die Stimme, die ich sonst in dieser Erörterung — trotz lebhafter Erregung — gedämpft verhalte. Wenn wirklich nun in der Volksschule und den bald folgenden „freien" Mittel- und Hochschulen auch die Lehrgegenstände außer der Religion „konfessionell" werden behandelt werden, — man male sich das nur aus! — dann werden zur Vertheidigung gedrängt werden wir, die so vielfach gering geschätzten Professoren an den Hochschulen.

Ich höre schon bei diesem Wort die Lache der aus vielen sonst feindlichen Lagern gegen das „Professorenthum" verbündeten Gegner: „da werden wir uns aber fürchten! Laßt sie doch schwatzen und schreiben."

Gemach!

Im Zusammenhang mit dem rohen Materialismus des letzten Jahrzehnts in Deutschland ist eine weit verbreitete gehässige Geringschätzung der Wissenschaft der Hochschulen entstanden. Manche Kirchenmänner,

Digitized by Google

proteſtantiſche wie katholiſche, welche leider in Preußen oft der Bildung entrathen, die z. B. in Württemberg die Geiſtlichen beider Bekenntniſſe ſchmückt, allerlei Beamte, welche lediglich die für die zwei Nothprüfungen erforderlichen Kenntniſſe eilfertig auswendig gelernt oder eingepaukt erhalten haben, leider auch oft Edelleute, bei denen das früher beſſer d. h. geiſtiger ſtand (nicht aber Offiziere und gebildete Kaufleute, wie ich dankbar bezeuge) bilden ſeit lang einen buntſcheckigen Haufen von Halbgebildeten oder Falſchgebildeten, welche mit den Verwerfungsnamen „akademiſch", „theoretiſch", „profeſſoriſch" ihre Geringſchätzung vernehmlich machen. Das iſt unwiſſend, ungerecht und undankbar geredet.

Ich weiß mich frei von jedem Profeſſorendünkel und bin mir unſerer Schwächen klar bewußt.

Aber es muß doch geſagt werden: die Profeſſoren haben den deutſchen Einigungs-

Digitized by Google

gedanken gepflegt, als Könige und Minister denselben nicht mit goldenen Ordensketten, sondern mit eisernen Zuchthausketten bedachten. Und wenn Jahrhunderte lang die Wissenschaft (neben der Kunst) der einzige Ruhm der Deutschen war, so ist auch heute noch neben dem deutschen Heer die deutsche Wissenschaft das Beste und Aller-Erste, was wir haben. Man sollte das nicht ganz vergessen.

Wohlan, ich für meinen Theil an dieser Wissenschaft bin „sehr friedlich gesonnen“: es ist das erste Mal, daß ich, trotz mancher früheren Aufforderung, in den statlichen Dingen das Wort ergreife: handelt es sich doch um die ganze Zukunft Preußens.

Nur gezwungen, nur im Wege der Vertheidigung werden ich und meine Gesinnungsgenossen — es sind deren Viele und nicht die Schlechtesten in der Wissenschaft! — zu den Waffen greifen, wenn wirklich die „confessionelle“ Behandlung der Wissenschaften auch

Digitized by Google

außer der Religion auf ſtatlichen Volksſchulen, „freien“ Volksſchulen, „freien“ Mittelſchulen, Gymnaſien und Hochſchulen uns auf das XVI. Jahrhundert zurückzuſchleudern droht, ſo daß Franzoſen, Engländer und alle Bildungsvölker uns verhöhnen. Nur vertheidigen werden wir uns: aber ſo nachdruckſam, wie anno 70 die Deutſchen im Wege der Vertheidigung von Memel über Sedan und Paris an den Canal gelangt ſind: dann wird ſich zeigen — nicht wir wollen's dahin bringen! — ob die deutſche Bildung heute noch auf dem alten Teſtament, dem athanaſianiſchen Glaubensbekenntniß, Luthers Teufelsglauben, Calvins Gnadenauswahl und Vorbeſtimmung, dem Tridentiniſchen Concil, dem Syllabus und den beiden jüngſten Dogmen beruht, oder auf Leſſing, Kant, Schiller, Goethe und Darwin (ja wohl: auch auf Darwin!). Aber lange bevor dieſer Streit zu Ende wäre, würde der Socialdemokrat jedes Miniſterium, jede Kirche und alle Wiſſenſchaft in den Koth

Digitized by Google

äußerſter Barbarei getreten haben. Darum wollen wir drüben und hüben lieber die Schwerter in den Scheiden laſſen; wir „Liberalen“ haben nicht an das Heft gegriffen. Man trübe uns nicht — den „Königsfrieden“ Friedrichs des Großen!

Wir ſahen ſchon: (oben S. XXVIII) verpflichtet war Preußen keineswegs, die Confeſſionalität für die Zukunft zur ausnahmeloſen Regel zu machen: die in Art 24 der Verfaſſungsurkunde vorbehaltene „möglichſte“ Rückſicht kann auch künftig die Errichtung von Simultanſchulen an Orten, wo ſie bisher nicht beſtanden, erheiſchen. Der Stat hat ſich alſo hier in durchaus nicht zu billigender Weiſe ohne Noth weit über die Grenze der Verfaſſung hinaus gebunden.

Und warum werden regelmäßig — über die Ausnahme entſcheidet der Regierungspräſident — den Diſſidenten ihre Kinder genommen und in eine Confeſſionsſchule zum Religionsunterricht herangezwungen? (§ 17,

Digitized by Google

Abs. 4) Sind die Dissidenten immer so gottlos? Ich glaube doch nicht! Giebt es nur in den Statskirchen Frömmigkeit?

Und die confessionslosen Aeltern? Bei ihnen kann die für Dissidenten bewilligte Ausnahme gar nie vorkommen, da es keine Religionslehrer der Confessionslosen giebt.

Man wende bezüglich der Anstellung nicht ein: „der Regierungspräsident kann ja auch Andere als die von dem Gemeindevorstand und dem Schulvorstand Vorgeschlagenen zu Lehrern ernennen.“ Ja wohl: er kann. Aber er wird sich hüten! Der Regierungspräsident wird (und muß, als Verwaltungsbeamter) der Strömung in der obersten Leitung gar beflissen folgen. Und in den überaus zahlreichen Fällen, in denen nur Ein Lehrer an der Schule lehrt, der also auch Religionslehrer sein muß, ist ein von der Kirche Verurtheilter für immer ausgeschlossen!

Die Kirche braucht dabei ihre Verwerfung gar nicht einmal zu begründen: sie sagt:

Digitized by Google

„ungenügende Kenntnisse“: und die Kenntnisse sind ungenügend auch für den Stat! „Roma locuta causa finita est.“

Daß auch der Schulvorstand confessionell zusammengesetzt sein muß, folgt nicht einmal mit Nothwendigkeit aus der Confessionalität der Schule.

Nun übt aber der Geistliche in dem Schulvorstand eine ständige „Ueberwachung“ des Religionsunterrichts; er ist der vorausgesetzte „Ortsschulinspector“ und ist „Vorsitzender“ des Schulvorstands § 70 N. 1 (nebenbei: kann man einem Vorstand vorsitzen?) Er besucht die Unterrichtsstunden und auch dem Lehrer, dessen Kenntnisse die Kirche selbst früher für genügend erklärt hatte, darf er eine „sachliche Berichtigung“ angedeihen lassen, „sowie dem entsprechend mit Weisungen versehen!“ Ha, welche Lust, ein Lehrer zu sein! —

Es ist noch gar gnädig von der Kirche, daß diese Zurechtweisung erst „nach Schluß des Unterrichts“ geschehen soll, also die Kinder

Digitized by Google

nicht mit anhören, wie die Kirche einem Statsbeamten (Art. 23 der Verfassungsurkunde: „die öffentlichen Lehrer haben die Rechte und Pflichten des Statsdiener") einen Rüffel verabreicht, d. h. ihn „sachlich berichtigt" „und ihm dem entsprechend Weisungen ertheilt." Ein wirksames Rechtsmittel dagegen hat der Berichtigte nicht.

„Der Geistliche kann (in Gegenwart des Lehrers) durch Fragen (an die Kinder) sich von der sachgemäßen Ertheilung des Religionsunterrichts und von den Fortschritten der Kinder überzeugen." (§ 18.)

Daß dies zu einer Demüthigung des Lehrers vor den Kindern mißbraucht werden kann und zur Störung der Ordnung der Schule, leuchtet ein. Ein solcher Geistlicher kann, (§ 18 Abs. 6, doch auf Antrag des Lehrers? das steht aber nicht im Entwurf) „vom Besuch der Volksschule zurückgewiesen werden durch Beschluß des Regierungspräsidenten:" aber nur, — freue dich nicht zu früh,

Digitized by Google

arm Schulmeisterlein! — „nach Benehmen mit den kirchlichen Oberbehörden, beziehungsweise den zuständigen Organen der betreffenden Religionsgesellschaften.“ Was muß der Geistliche Alles in der Schule angestellt haben, bis der mit dem neuen Winde segelnde Präsident und die „geistlichen Oberen“ ihn dem klagenden Lehrer opfern! Wahrlich, lieber als diese Unterjochung des Lehrers durch seinen geistlichen Inspector wäre mir, wenn der Geistliche — unter gewissen Vorsichtsmaßregeln — immer nur allein — jetzt soll es geschehen können, §18 Abs. 3 — den Religionsunterricht ertheilte, dann aber die Lehrer für die andern Fächer nicht confessionell sein müßten. Wäre ein solcher Vorschlag aussichtslos? Jetzt soll nicht der Stat, sondern die Kirche den Geistlichen mit dem Religionsunterricht „beauftragen“ können: freilich im Einvernehmen mit dem Regierungspräsidenten. Warum nicht umgekehrt? Das ist bezeichnend für den Entwurf.

Digitized by Google

Fast noch schlimmer aber als das bisher Erörterte ist die Abdankung des States gegenüber der „freien „Privat-", — d. h. der Kirchen-Schule! Bisher hatte der Stat das Recht, hierin die Bedürfnißfrage nach freiem Ermessen zu entscheiden: fortab (§ 80 folg.) muß der Stat jede Privatschule als Ersatz der Statsschule sich gefallen lassen, wenn nur gewisse in diesem Gesetz aufgestellte Voraussetzungen erfüllt sind: „wenn die zu gründende Privatschule mindestens ebensoviel leistet als die Volksschule" und er gegen die Befähigung nichts einwenden kann (§ 82).

Der Stat darf nicht mehr die Bedürfniß- und Zweckmäßigkeitsfrage prüfen.

Man täusche sich doch nicht: in dem Wettringen katholischer und protestantischer Strebungen hierbei werden die ersteren in einem Maße den Vorsprung gewinnen — ich mag die Gründe nicht aussprechen: einsichtige protestantische Geistliche haben mir das seufzend bestätigt — das dann doch vielleicht

Digitized by Google

in dem „paritätischen" State der Hohenzollern an manchen hohen Orten wenig erfreuen wird, auch schon, wenn noch nicht — was bald geschehen wird — katholische freie Gymnasien und Hochschulen gefordert und üppig „erblühen" werden.

Soll denn der Eifer-Geist — ich sage nicht: des fanatischen, aber doch — des leidenschaftlichen, eroberungssüchtigen und dann siegesstolzen Confessionalismus mit Absicht wieder groß gezogen worden? Schreiben wir 1649? Wie viele katholische Knaben und namentlich Mädchen schon des mittleren, mehr noch des reichen Bürgerstandes, dann des Adels in Rheinland und Westfalen und vielen Theilen von Posen, Westpreußen, Schlesien werden dann noch in die Statsschule gehen, wenn ihnen die beflissener gepflegte „freie" d. h. völlig kirchliche Privatschule offen steht? Man sieht doch, wie die „freien" Schulen in Belgien gewirkt haben und wirken: neben dem bittersten Glaubenshaß häufigste Unkenntniß von Lesen

Digitized by Google

und Schreiben: soll dies Beispiel in den nahen preußischen Rheinlanden nachgeahmt werden? Soll wieder wie vor Karl dem Großen der Unterricht ertheilt werden von den Klöstern und Orden, wenn auch nicht mehr gerade in den Räumen der Kirche?

In diesen Bestimmungen des Entwurfs liegt nicht — wir wollen nicht übertreiben: — denn manche Bekämpfer des Entwurfs übertreiben allerdings in einem mir fern liegenden Maße — die Auslieferung der ganzen Schule an die Kirche, wohl aber des herrschenden Einflusses auf die Schule, und bei der „freien" Schulen allerdings fast der ganzen Schule. Selbst ein so eifrig kirchliches Blatt wie die „Schlesische Zeitung" nimmt an dem Letztgenannten Anstoß.

Ferner: Keineswegs nur die Kirchen werden freie Schulen gründen. In Berlin werden socialdemokratische Schulen wie Pilze aus der Erde schießen: der Reichskanzler Graf Caprivi prüft alle Dinge danach — so sagt

Digitized by Google

er — wie sie für oder gegen die Socialdemokratie wirken; hat er diesen Entwurf auch danach geprüft? Und wie reich werden in Posen die polnischen freien Schulen erwachsen! Schon erklärte ein Pole, Herr von Jazdzewski, im Abgeordnetenhaus: „zwar die deutsche Sprache soll auch gelernt werden; aber für uns Polen steht in erster Linie das Polnische und in die neue Statsschule werden wir unsere Kinder nur schicken, wenn sie alle unsere Forderungen erfüllt, andernfalls werden wir genügend Privatschulen errichten, die nach unseren Wünschen lehren." Man kennt jene Forderungen. Katholische polnische Geistliche bereden schon jetzt deutsche Aeltern, ihre Kinder in den polnischen Unterricht zu schicken. Der Sprachunterricht in der Schule soll überhaupt polnisch, der Kreisschulinspector soll katholisch sein müssen und dergleichen mehr. Geschieht dies nicht: — dann polnische Freischule, in der nur polnisch gesprochen und das Deutsche auf polnisch als Nebengegen-

Digitized by Google

ſtand gelehrt wird, wie etwa am Gymnaſium das Engliſche. Und dann doch trotz alledem „freie“ Privatſchulen?

Aber es iſt, wie wenn die Göttin Ate über uns hereingebrochen iſt! Das iſt die Folge des ſtarren Confeſſionalismus in der Statsſchule einerſeits, der freien Schule andererſeits: Socialdemokraten und Polen werden in ihren „freien“ Schulen die preußiſche Geſchichte gewiß ſo vortragen, daß begeiſterte preußiſche Unterthanen aus dieſem Unterricht hervorgehen. Und ein par Häuſer weiter rechts ſteht die „freie“ Jeſuitenſchule!

Der Herr Miniſter hat wiederholt erklärt, der Entwurf führe nur die Artikel der Verfaſſung aus.

Ich muß mir leider erlauben, das ernſtlich zu bezweifeln: ich meine vielmehr, einzelne der Zugeſtändniſſe an die Kirche (auch bereits früher gewährte) widerſtreiten zum Theil dem Geiſte, ja in einigen Dingen nahezu ſogar dem Wortlaut der Verfaſſung. Der

Digitized by Google

Artikel 23 lautet: „alle öffentlichen und Privat-Unterrichts- und Erziehungsanstalten stehen unter Aufsicht vom Stat ernannter Behörden:" Artikel 24: „die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule steht der Gemeinde zu. Der Stat stellt unter gesetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden aus der Zahl der Befähigten die Lehrer der öffentlichen Volksschule an": wo ist hier auch nur mit einem Einem Worte die Rede von der Mitwirkung der Kirche — in irgend einer Form — bei der Ernennung der Lehrer oder bei der Aufsicht des States?

Die Verfassung kennt und will solche Mitwirkung nicht: Stat und Gemeinde nennt sie: die Kirche schließt sie durch das Schweigen aus, nur den „Statsbehörden", nicht der Kirche gegenüber, ist nach Art. 22 „die sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung nachzuweisen": was hier von dem Privat-

Unterricht gesagt ist, muß erst recht von den öffentlichen Schulen gelten. Der „Religionsgesellschaften“ ist bei dem Unterrichtswesen in der Verfassung nur an Einer Stelle gedacht, Art. 24: „sie leiten den religiösen Unterricht in der Volksschule“: hier ist aber mit keiner Sylbe die Rede von ihrer Mitwirkung bei der Ernennung der Lehrer oder bei der Prüfung ihrer Kenntnisse. Diese Zugeständnisse sind jedesfalls praeter legem, sie sind meines Erachtens contra utilitatem und — in obigem Sinn — auch contra legem. Und enthält der Entwurf nur „Codification des geltenden Schulverwaltungsrechts“, so scheint dieses Verwaltungsrecht bedenklich und seine Codification noch viel mehr.

Auch erwäge man: zur Zeit stellt sich die katholische Kirche — sie hat alle Ursache! — dem Stat in Preußen freundlich gegenüber: hat der Stat irgend Gewähr dafür, daß das immer, daß es lange so bleiben wird? War es immer so? Hat der preußische

Digitized by Google

Stat schon vergessen — es ist doch noch nicht lange her! — wie vor wenigen Jahren ein Pabst zweifellos giltig zu Stande gekommene preußische Gesetz für „nichtig und unverbindlich“ erklärte? Kann nicht aus irgend einem Anlaß auf dem viel umstrittenen Grenzgebiet zwischen Stat und Kirche abermals Streit entbrennen? Soll dann der Stat wieder dastehen, all' seiner Schutzwaffen entkleidet, wie er sie seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. freiwillig abgelegt hatte, so daß er sie seit 1872 erst wieder einzeln aufzunehmen versuchte — mit kläglichem Mißerfolg? Wie wird alsdann eine unter der Herrschaft dieses Gesetzes erzogene Bevölkerung gesinnt sein? (In den „freien“ Schulen wird wohl häufiger von dem heiligen als von dem Landesvater gesprochen werden!) Will man alsdann dies Gesetz wieder aufheben? Das wird schwer und, wenn überhaupt möglich, viel zu spät sein. Wechseln, wie in den Ministerien (Falck — von Goßler — Graf

von Zedlitz), nicht auch in den Kirchen die Strömungen? Kann auf den friedlich gesonnenen Schüler des Thomas von Aquin nicht ein kampflustiger Pabst folgen? Und wenn nun die Jesuiten wiedergekommen sein werden, — denn alsbald werden wir ihnen ja nun wohl das Siegesthor ihrer triumphirenden Rückkehr bekränzen dürfen![1]) — wird die von ihnen geleitete Stats- und „freie" Schule und der von ihnen beherrschte Gesammtgeist der Kirche dem Stat auch noch behagen? Hat der Stat vergessen, daß ihm Windthorst um die Schule einen zweiten noch viel grimmigeren „Culturkampf" (welch' verkehrtes Wort! als ob die Kirche nicht auch eine (freilich eigenartige) Cultur bedeute!) angedroht hatte? Die Kirche wird dieses Gesetz nur als Abschlagszahlung

[1]) Schon schreibt der päpstliche Moniteur de Rome: „Die Rückkehr der Redemtoristen ist beschlossen; sie ist selbstverständlich, aber ungenügend, die Jesuiten müssen ihnen unverzüglich auf dem Fuße folgen."

hinnehmen und alsbald den Kampf um Mittelschule, Gymnasium und Hochschule beginnen. Die Herren haben ja schon erklärt, daß ihnen dieser Entwurf noch zu wenig bietet. Und könnte nicht auch einmal umgekehrt in der protestantischen Kirche eine freiere Anschauung herrschend werden? (aber ich gestehe: die Gefahr scheint noch nicht dringend!): wenn hier der „Protestantenverein" mächtig würde! Wie schauderhaft! Wie unerträglich! Würden die von diesen Gottlosen empfohlenen Lehrbücher höheren Orts ansprechen?

In den obigen Zugeständnissen, in der halben Auslieferung der Schule an die Kirche liegt also, wie ich glaube bewiesen zu haben, weit mehr als der Stat nach der Verfassung der Kirche zu gewähren verpflichtet, ja zum Theil berechtigt ist.

Warum bietet der Stat freiwillig diese Geschenke?

Oder ist es am Ende zwar nicht Rechtszwang, aber Zwang der Noth?

Digitized by Google

Findet der Stat Preußen keinen anderen Ausweg mehr als — in der Schulfrage wenigstens — sich der Kirche zu unterwerfen? Dann ist es zu Ende.

Dann wird der Stat des großen Friedrich entweder, von seinen äußeren und inneren Feinden zerstört, untergehen oder er wird im Laufe von zwei Menschenaltern ein verprieſtertes Reich wie etwa das westgothische des VII. Jahrhunderts.

Beides dürfen wir nicht gelten lassen, nun und nimmer!

Wir dürfen aber auch keiner preußischen Regierung zutrauen (was andere Leute freilich thun, ganz unverholen!), die Schule, das heißt die Jugend und das heißt die Zukunft, unseres Volkes sei ihr eine Ware, welche sie der Centrumspartei feilbietet gegen Leistungen auf anderen Gebieten: z. B. der Handelsverträge. Wir weisen das als eine schwere Beleidigung der Regierung weit zurück.

Es muß also ein anderer, ein „idealer"

Digitized by Google

Grund solchen Zugeständnissen unterliegen: — denn daß die Verfassung sie nicht erheischt, haben wir gezeigt.

Ich glaube jenen Grund errathen zu haben: es ist nicht eben schwer.

Nach allerlei Aeußerungen von hohen Stellen hofft man offenbar gegen die socialdemokratische Vergiftung der Volksseele (außer in der socialen Gesetzgebung) das beste Heilmittel gefunden zu haben in dem vorbeugenden Einfluß der Kirchen auf die Arbeiter-Kinder, ja sogar in dem rettenden auf die schon socialdemokratisch angesteckten erwachsenen Arbeiter.

Man erzählt: ein Pastor in Schleswig hat dem Kaiser auf die Frage: „was soll man gegen die Socialdemokratie thun?“ geantwortet: „Kirchen bauen und Pastoren anstellen.“

Das ist, wie wenn man die Wölfe durch den Sonntagnachmittag-Gottesdienst zu einem sanften Lebenswandel und zur Pflanzenkost

Digitized by Google

erziehen wollte. Die Wölfe gehen nicht in die Kirche und den Pastor werden sie lieber auffressen als anhören. Es fehlt ihnen nicht nur der Glaube, — sie hören gar die Botschaft nicht mehr an. Auch ist leider nicht im Allermindesten zu hoffen, daß die Kinder socialdemokratischer Aeltern durch den Religionsunterricht gegen die Ansteckung geimpft werden: die unablässige Einwirkung der Eltern, der älteren Geschwister, der Spiel- (bald leider! Arbeits-)genossen ist unvergleichlich stärker als die par Stunden Religionsunterricht auch bei „genügenden Kenntnissen.“ [1])

---

[1]) Uebrigens steht das alte, d. h. das echte Christenthum selbst auf communistischem Boden. Unter den ersten Christen bestand Gütergemeinschaft. Die gerichtliche Verfolgung eines Vermögensanspruchs war als sündhaft verboten. Der Eingang eines „Reichen“ in das Himmelreich war als so schwierig und selten gedacht, als der Durchgang eines recht beträchtlich großen Thieres durch ein Nadelöhr; (auch wenn dies nur Eng-Pforte bedeuten soll). Nach der Lehre der Kirchenväter gab Gott

Digitized by Google

Jene schöne Hoffnung also ist ein Wahn. wie ich unten eingehender ausgeführt habe,

Und diesem Wahn zu Liebe soll die preußische Krone auf eines ihrer wichtigsten Rechte, auf einen Theil ihrer Schul- und Amts-Hoheit, zu Gunsten der Kirche verzichten?

Der in jeder sittlichen und geistigen Hinsicht ausgezeichnete, höchst statsfreundliche Fürstbischof von Breslau, Dr. Kopp, hat vor zwei Jahren einen Fackelzug der „königstreuen" Arbeiter zu Stande gebracht oder doch sehr stark zu dem Gelingen beigetragen. Es war ein großartiges Schauspiel: ich hab'

---

den Menschen die Erde ursprünglich insgemein, erst durch den Sündenfall ward die Gemeinschaft aufgehoben und Sanct Ambrosius lehrt ausdrücklich (de officiis I. 28): „erst durch ungerechte Anmaßung ist das Sondereigen entstanden (usurpatio fecit jus privatum)." Als die Kirche selbst reich wurde, hat sie freilich diese ihre ursprüngliche Ansicht wohlweislich geändert.

Digitized by Google

es selbst mit Freude und Dank gesehen. Bei der bald folgenden Reichstagswahl wählten die Arbeiter — den Socialdemokraten.

Die Geschichte, die Erfahrung hat es gelehrt: die Kirche hilft leider nicht gegen die Socialdemokratie. Leider, sage ich: denn wenn ich auch seit nunmehr gerade 40 Jahren die Uebergriffe der Hierarchie bekämpfe, so weiß ich doch sehr wohl, daß die Kirche eine großartige (obzwar zuweilen recht gefährliche) Cultur-Macht ist, während die Socialdemokratie nicht nur die christliche, sondern alle menschliche Bildung mit der Axt an der Lebenswurzel bedroht.

In Belgien blüht wie nirgends sonst der Ultramontanismus. Und daneben blüht wie nirgends sonst die Socialdemokratie. Auf dem letzten Congreß zu Brüssel haben sie den so wohlwollenden König der Belgier (d. h. dessen Büste) in dem Sitzungssal mit einem Strick um den Hals aufgestellt und mit der Aufschrift „la cravatte pour Léopold“ (!)

Digitized by Google

Und wo war die Kirche in Belgien, um diese Niederträchtigkeit durch vorbeugende Erziehung zu hindern? Wo die von der Kirche unterstützte Statsgewalt, sie zu bestrafen? Ohnmächtig waren sie alle beide.

In Irland blüht wie nur noch in Belgien der Ultramontanismus. Und daneben blüht wie nirgends sonst der agrarische Socialismus. Länger als zehn Jahre hindurch geschahen dort, auf der „heiligen Insel", anarchistische, socialistische Mordthaten und andere scheußliche Verbrechen in dem eifrig katholischen Irenvolk: hat die Kirche das, wie sie doch gewißlich wollte, verhindern können?

Steht es vielleicht mit dem protestantischen Religionsunterricht hoffnungsreicher? Hödel war ganz kirchlich geschult und wußte wohl mehr Lieder und Sprüche auswendig als Bismarck und Moltke zusammen. Ob er wohl auch das schöne Kirchenlied kannte: „ich bin ein rechtes Raben-Aas?"

Herr Porsch sagte im Abgeordnetenhause:

Digitized by Google

„ich bestreite, daß jemand, der bewußt gläubig ist, ein bewußter Socialdemokrat sein kann.“ Ganz einverstanden! Und könnte ich es, — ich würde heute noch alle der Philosophie unzugänglichen Menschen in Deutschland in bewußt-gläubige Protestanten oder Katholiken verwandeln. Aber leider bestehen erstens Millionen von bewußten Socialdemokraten, welchen jeder Glaube fehlt und leider bestehen zweitens noch viel mehr Millionen, welche nicht vollbewußt gläubig und dabei halbe oder ganze Socialdemokraten sind. Und leider ist drittens nicht im Allermindesten zu hoffen, daß der „Religionsunterricht die Kinder socialdemokratischer Aeltern retten kann. Glaubte ich das — ich würde nur den Geistlichen den Religionsunterricht übertragen (wogegen ich — unter gewissen Vorsichtsmaßregeln — überhaupt nichts habe, oben S. XXXVI) und würde der Kirche die Schule auf so lang (auf Widerruf!) übertragen, bis die Socialdemokratie — denn diese ist heute der Feind,

Digitized by Google

nicht die Kirche! — ausgerottet wäre. Aber das ist eine eitle Hoffnung.

Herr Stöcker freilich hat im Abgeordnetenhause gesagt: bei dem Kampfe gegen diesen Entwurf stehe „hinter Herrn E. Richter das internationale Judenthum.“ Nein, Herr Hofprediger, das ist wieder einmal eine — Ungenauigkeit. Diese Gruppe mag ja hierbei auch hinter jenem Herrn stehen. Aber — das ist das Wesentliche: — durchaus nicht nur diese Gruppe: und darauf kommt es an. Ich stehe in fast allen Dingen sehr scharf gegen Herrn E. Richter (nicht in dessen vortrefflicher Beleuchtung der Socialdemokratie!): aber in diesem Kampfe stehe ich zwar nicht hinter ihm (denn das gefällt mir nicht!), doch neben ihm, und ich, Herr Stöcker, bin kein internationaler Jude, sondern ein sehr nationaler Germane. Es geht wirklich nicht an, auch hier den „Antisemitismus“ hereinzuziehen! War Dr. Falk ein Jude? Oder Dr. von Goßler? Oder Fürst Bismarck? Wür-

Digitized by Google

den sie für diesen Entwurf stimmen? — O wie häßlich!

Lebhaft bedauere ich den Ausführungen des Herrn Ministers (in der Rede vom 28. l. M.) über das Verhältniß von Moral und Religion widersprechen zu müssen; er sagte: „eine allgemeine menschliche Moral giebt es nicht, sondern höchstens eine menschliche Unmoral. Diese Unmoral muß durch die Religion in Moral umgesetzt werden, sonst brauchen wir eine Religion überhaupt nicht.“ (Zustimmung rechts!)

Danach wäre die Religion nur Mittel zum Zweck der Moral. Ich muß für die Religion eine höhere Stellung in Anspruch nehmen.

Richtig von den obigen Sätzen ist nur der erste: „eine allgemeine menschliche Moral giebt es nicht.“ Denn der zwar allgemein menschliche Moraltrieb gestaltet je für ein Volk und je für eine Zeit eine verschieden gefärbte Moral. Die Sittlichkeitsideale sind in verschiedenen Völkern und bei dem gleichen

Digitized by Google

Volk zu verſchiedenen Zeiten verſchieden, ebenſo wie ſich dies bei dem Sprachtrieb, Kunſttrieb, Religionstrieb, Rechtstrieb verhält; einerſeits die vererbte Volkseigenart, andererſeits die geſchichtlichen Einflüſſe, die in Raum und Zeit auf dieſe wirken, beſtimmen die jeweilige Geſtaltung der Sittlichkeit: — ganz ebenſo wie der Sprache, der Kunſt, der Religion, des Rechtes; inſofern wirkt ſelbſtverſtändlich auch die jeweilige Volksreligion auf die jeweilige Volksmoral ein und gewiß giebt es — inſofern — auch eine religiöſe Moral. Aber keineswegs und durchaus nicht giebt es nur religiöſe Moral. Als Platon und Ariſtoteles ſich von der Volksreligion abwandten, wurden ſie nicht unmoraliſch; im Gegentheil: ſie erbauten ſich eine philoſophiſche Moral, welche viel höher ſtand als die der Volksreligion. Religion und Moral berühren ſich, aber keine iſt von der andern abhängig: jene betrifft das Verhältniß des Menſchen zu Gott, dieſe das zu andern Menſchen (deshalb hat

der Einsiedler keine Tugend; diese bethätigt sich nur im Verhalten zu andern Menschen).

Es giebt also auch nicht eine „allgemein menschliche Unmoral", sondern es giebt nur erstens einmal Verletzungen der zur Zeit bestehenden Moralvorschriften (Moralbrüche wie Rechtsbrüche) und zweitens Verirrungen des Moraltriebes selbst, die zu widervernünftigen Moralvorschriften führen, z. B. zu dem Ehrengebot des Duells, ganz ebenso wie es nicht nur Religionsbrüche, sondern sehr arge Verirrungen des Religionstriebes selbst und unsittliche Gebote der religiösen Moral giebt.

Nicht „durch die Religion wird die Unmoral in Moral umgesetzt", sondern der noch niedrige, auch etwa verirrte Moraltrieb selbst erhebt sich bei günstiger Entwickelung zu höheren Gestaltungen: das Gute ist vernunftnothwendig, wie das Recht, und die Vernunft regelt die Friedensordnung der inneren Gesinnungs- oder Moralpflichten wie die der äußeren Beziehungen der Menschen untereinander d. h. das Recht.

Digitized by Google

Die religiöse Moral verlangt das Gute, das ihr vorschwebt als Gebot Gottes oder der Götter: ihr Ideal kann aber auch leider ein unsittliches sein und ist es oft: es kann den Selbstmord, die Blutrache, kann die Prostitution, menschenunwürdige Selbstpeinigung, Menschenopfer, Anbetung des Imperators als göttliches Gebot vorschreiben: erhebt hier „die Religion die allgemein menschliche Unmoral zur Moral"? Daher muß die Vernunft die „hohe Himmelstochter", sich vorbehalten, zu prüfen, ob das von der Religion Vorgeschriebene das wirklich Gute d. h. das Vernunftnothwendige sei. Nicht nur um der Religion, auch um der Vernunft willen waren die ersten Christen verpflichtet, dem Genius des Kaisers nicht zu opfern.

Man wende nicht ein: „was gehn uns die Religionen der Heiden an? Wir reden hier vom Christenthum." Auch christliche Priester haben gar oft, in Mißbrauch des Christenthums, unsittliche Moral gelehrt: so manche (nicht alle) Jesuiten das Recht, einen

Digitized by Google

ketzerischen König zu ermorden: so ganz offen Franciscus Suarez (1548—1616 [de legibus et Deo legislatore]), Juan de Mariana (1537—1624 [de rege et regis institutione]), verhüllter Robert Bellarmin (1542—1624 [de membris ecclesiae militantis]). Wir verwerfen heute als vernunftwidrig ein Maß der Askese, wie es die mittelalterliche Kirche als Ideal hinstellt.

Gewiß kann und soll die Moralphilosophie nicht die Religion ersetzen: die Religion ist so menschennothwendig wie die Moral und das Recht und das Wissen: gewiß giebt es eine religiöse Moral, aber daneben giebt es auch eine Moral auf philosophischem, auf nicht religiösem Boden: Benedict Spinoza's Moral in Lehre und Leben ist eine großartige.

Am wenigsten aber möchte ich mit dem Herrn Minister sagen: „sonst brauchen wir überhaupt keine Religion".

Nein, die Religion ist Selbstzweck; sie ist, ganz abgesehen von der Moral, ein unabweisbares menschliches Bedürfniß. Bei jener Auffassung wird die Religion lediglich Mittel zum Zweck der Moral, ganz wie man oft verkennt, daß das Recht selbstständiger Vernunftzweck und keineswegs blos Mittel zum Zweck der Moral ist. Jene Auffassung nähert sich stark dem Josefinismus! Fast mit den Worten des Herrn Ministers sagt der unter Josef II. officielle Sonnenfels[1]): „Die Religion ist das wirksamste Mittel, den sittlichen Zustand auszubilden. Die weltliche Gesetzgebung würde in manchen Stücken unzureichend sein, wenn das Band der Religion und ihre Strafen ihr nicht die Hand böten: daher sie in der Polizei (d. h. in der damaligen Sprache: „Politik)“ nicht als Endzweck, sondern als ein Mittel nicht aus

[1]) Abgedruckt bei Friedberg, Die Grenzen zwischen Stat und Kirche. I., S. 110 f.

Digitized by Google

den Augen gelassen werden kann." Hier wird aber doch nicht einmal gesagt: „sonst brauchten wir eine Religion überhaupt nicht."

Und dies Wort findet Beifall auf der Rechten!

Nein! Die Religion ist an sich unentbehrlich. Das Emporringen der Menschenseele zu ihrem Gott im Gebet, das inbrünstige Suchen nach Gott ist unabweisbar, auch abgesehen von der Moral und den Moralvorschriften der Religion: Die Religion ist die Philosophie der Unmittelbarkeit, des Gemüthes und für dies Gemüth — auch abgesehen von der Moral — so nothwendig wie für die entwickelte Vernunft die Philosophie.

In unserem Gesetzentwurf liegt ein voller Sieg des Centrums. Das Centrum ist schon und wird noch mehr werden die Ausschlag gebende Macht im Reichstag und im Abgeordnetenhause. Das ist die Partei, auf welche vor Allem die Reichsregierung und die

Digitized by Google

preußische sich stützt, gewiß in bester Absicht sich stützen zu müssen glaubt: es ist der Geist Windthorsts, der herrscht. War er doch „eine Säule des Deutschen Reichs!“ Mich wundert schon lange, daß man ihm nicht in Berlin eine Bildsäule errichtet hat: man konnte ja den früher für das Standbild des Fürsten Bismarck bestimmten Platz dafür verwenden.

Bei dem zum Geburtstag Windthorsts abgehaltenen Festessen, sagte Graf Ballestrem (nach der Täglichen Rundschau) „Unter einem Regiment, das glücklicherweise ein vergangenes ist, galt statt Wahrheit Unwahrheit, statt Recht Willkür, statt Freiheit Knechtschaft. Dieses Regiment gehört glücklicherweise der Vergangenheit an und wir haben jetzt ein Regierungssystem, welches unserem Programm näher kommt.“

Unter dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. galten also Unwahrheit, Willkür und Knechtschaft: wahrscheinlich doch auch noch unter Kaiser Friedrich I. (nicht dem „Dritten“)

Digitized by Google

und — bis zum Sturze Bismarcks — auch unter Kaiser Wilhelm II.

Der ultramontane Herr Lieber hat in Baden in einer Rede vor Kurzem dem Kaiser gedankt, daß er seinen „Unheilsvormund" entlassen habe; der Kaiser stand also bis dahin unter Vormundschaft. Ist das nicht beinahe Majestätsbeleidigung?

Ein weitverbreitetes ultramontanes Preßerzeugniß, der „Regensburger Marienkalender für 1892", schreibt über den Fürsten Bismarck: „es ist nur der Langmuth des Monarchen zu danken, daß der . . . größte Feind des Deutschen Reiches nicht vor Gericht gestellt wurde." Und dieses Machwerk wird von der Expedition des amtlichen Kreisblattes zu Bergheim (Erft) öffentlich feilgeboten.

Wenn Kaiser Wilhelm II. lesen sollte, wie diese „stützende" Partei sich äußert über die Regierung seines in Gott ruhenden Herrn Großvaters — glorreichen Andenkens! —

Digitized by Google

oder wenigstens über den Fürsten Bismarck und den Minister Falck, die doch nur ihres Königs Willen ausführten — denn in Preußen regiert der König, nicht der Minister! — ja auch über den Fürsten Bismarck, den auch der Kaiser sicher nicht für den „größten Feind des Deutschen Reiches" hält — hat er ihn doch selbst den „Fahnenträger" genannt, „dem wir Alle folgen müssen" — vielleicht würde ihm diese stützende Partei weniger zusagen und der Entwurf des Volksschulgesetzes würde in den hervorgehobenen Dingen abgeändert werden.

Schließlich noch eine wohlgemeinte, Frieden werbende Frage an die Regierung und an das Centrum: ist es wohlgethan, in den Tagen, in denen wir leben, einen zweiten sogenannten „Culturkampf" vom Zaune zu brechen, in dem diesmal — zur Abwechselung — Krone und Centrum auf der einen, alle Liberalen von Volkspartei und Fortschritt bis in den linken Flügel der Conservativen

Digitized by Google

hinein auf der anderen Seite stehen? Sollen wieder diese bis in's Mark aufregenden Leidenschaften entfesselt werden und der alte, kaum gedämpfte Haß? Hat die Regierung, von Innen und Außen bedroht, nicht recht viel dringendere Aufgaben? Hat nicht auch das Centrum anerkannt, daß gegenüber den Dämonen des Abgrunds alle statserhaltenden Parteien, zu denen doch wahrlich auch das Centrum zählen will und zählt, zusammenstehen müssen? Warum uns zum Kampfe zwingen? Und will denn die Regierung die allgemeine tief sitzende Unzufriedenheit in den Mittelparteien mit Gewalt steigern und noch — noch! — weiter verbreiten? Wem allein kommt der „zweite Culturkampf" zu Statten? Dem Socialdemokraten! Der lacht sich in die Faust. Wollen das die Regierung und das Centrum?

Während dies gedruckt wurde, ist in Berlin die unheilvolle Entscheidung bereits gefallen.

Man warnt mich nun: ich solle diese Be-

kämpfung nicht veröffentlichen: der Sache könne sie nicht mehr nützen und mir werde sie „schaden".

Ich habe mir schon gar oft in meinem Leben „geschadet", indem ich offen für meine Ueberzeugung eintrat: ich werde das auch fürder thun.

Nützen kann diese Schrift freilich nicht mehr: aber ich will mein Gewissen wahren, indem ich in einer der schwersten Gefahren, die Preußen und das Reich bedrohen können, laut Zeugniß abgebe für die Wahrheit.

Im Kampf um die Schule muß jede Klinge heraus!

Die Gnade Kaiser Wilhelms I. hat meine Brust mit dem Hausorden der Hohenzollern geschmückt: die hiermit anerkannte und angespornte Treugesinnung glaube ich nicht besser bewähren zu können, als indem ich zu seinem Enkel und dessen Minister in dieser Sache — schmerzlich bewegt — warnend meine Stimme erhebe.

Digitized by Google

I.

Ueber dies Werk darf auch sprechen, wer nicht Krieger ist.

Denn es spricht selbst zu dem ganzen deutschen Volk. Die Vorrede zu dem Gesammt-Nachlaß, dessen dritten Band dies Buch bildet, und die Vorrede zu diesem Bande heben das mit Fug hervor: „volksthümliche Belehrung“ (p. XI.) bezweckte sein Verfasser. Niemals hat ein Schriftwerk seinen Zweck vollkommener erreicht. Belehrung für unser Volk: — nach wie vielen Richtungen!

Die hohe allgemeine Bedeutung des Unternehmens, den Nachlaß Moltkes herauszugeben, ist anerkannt worden sofort, als

Digitized by Google

dieſe Abſicht ausgeſprochen war: das Erſcheinen der vorliegenden früheſten Veröffentlichung hat die höchſten Erwartungen übertroffen.

Sagen wir es nur: dies Buch iſt einzig in ſeiner Art, es iſt vorbildlich in Inhalt und Ausdruck: es iſt eine Leiſtung allerhöchſten Ranges: es iſt ein Kleinod der deutſchen Literatur: es iſt ein Hausbuch des deutſchen Volkes: es gehört neben den Schiller in die Bücherei jeder deutſchen Wohnſtube.

Und zwar nicht deshalb, weil es zum Gegenſtand hat die Geſchichte von ſieben Monaten, wie ſie ſo glorreich das deutſche Volk noch nie durchlebt hat, von einer Begeiſterung, von einem ſittlichen und geiſtigen Aufſchwung, von Thaten, wie ſie in unſerer ganzen Vergangenheit nur etwa noch in dem Befreiungskrieg von 1813 vorkommen.

Gewiß iſt es ein ſtolzes Glück, eine Freude in unſerer ſeit einigen Jahren — ſeit dem Tode des Kaiſers Barbablanca! — für den Deutſchen

Digitized by Google

so freudenkargen Zeit, daß jene Heldentage von ihrem ersten Helden selbst in Vollkommenheit dargestellt worden sind, so daß noch späte Enkel sich begeistern können an jener Herrlichkeit, so herrlich erzählt: — aber das ist nicht das Größte an diesem Werk.

Das Größte daran ist: es erscheint als der vollendetste Ausdruck der deutschen Volksseele: es spiegelt die deutsche Eigenart — zumal die des nieder-deutschen Stammes — in ihren geistigen und sittlichen Vorzügen so klar, daß dieses leuchtende Bild für alle Zukunft ein Ehrendenkmal unseres Volksthums bleibt. Aber auch ein Vorbild, eine Lehre, eine Mahnung von weltgeschichtlicher Großartigkeit. Man hat einen holländischen Maler dem deutschen Volk als „Erzieher" empfohlen: Helmuth von Moltke — Er möge des deutschen Volkes Erzieher werden: wahrlich es thut Noth. Wir werden — nach unseren schwachen Kräften! — Moltke an Geistes- und Sinnes- und gesammter

Digitized by Google

Wesensart nacheifern müssen. Oder wir werden untergehen. Ein Drittes giebt es nicht.

Denn wir dürfen uns nicht darüber täuschen: noch nie waren sie wie heute so grimm, die Gefahren, welche nicht nur von außen unsere Freiheit, unsere Einheit und unseren Gebietsbesitz, welche gleichzeitig im Innern unsere gesammte Gesittung und Bildung, welche die Grundlagen unseres ganzen geistigen und wirthschaftlichen Lebens bedrohen: ja der innere Feind — der Socialdemokrat — spricht schon ganz offen davon, in seinen Congressen und in seinen Zeitungen, durch welche landesverrätherischen Mittel er jeden Krieg (außer gegen Rußland allein) „verbieten", d. h. das Aufgebot und den Aufmarsch unserer Heere verzögern, hemmen, verhindern oder wie er, wenn zum Ausrücken einberufen, zu den Franzosen übergehen, im Lager, auf dem Marsche meutern, statt auf die Franzosen auf die eigenen Offiziere schießen wird. In einer solchen dreifachen Bedrohung

Digitized by Google

von Oſt, von Weſt und von Innen ſtanden wir noch nie, während bei den Franzoſen, wenn es gegen uns geht, kein Mann zu Hauſe bleibt; ſie ſind vor Allem Franzoſen: unſere Umſtürzler berühmen ſich, kein Vaterland zu haben. In ſolchen Zeiten muß jeder von uns ſein Beſtes leiſten.

Es iſt keine deutſche Mannestugend, dann aber auch kein Vorzug deutſcher Geiſtes-Art und deutſcher Geiſtes-Bildung, die nicht aus Moltke's Geſtalt uns vorleuchtete. In ſolchem Sinn iſt dies Buch eine weltliche Bibel für die Deutſchen, nicht — ich wiederhole es! — wegen „chauviniſtiſchen" Kitzels der Eitelkeit, der Ueberhebung: gerade im Gegentheil: Beſcheidenheit, ſtolzeſte Verachtung der Ruhmrednerei, gerechte Würdigung, ehrende Anerkenung der Vorzüge, der Leiſtungen, der Eigenart des Gegners: das ſind die Lehren dieſes unſterblichen Buches. Und deshalb — nicht um Prahlerei oder Franzoſenverachtung (das Dümmſte, was wir anfangen könnten!)

Digitized by Google

einzuflößen, sondern gerade umgekehrt: um die strengste Selbst-Zucht zu befördern, sollte dies Buch vor Allem ein Jugendbuch werden.

Unter dem Weihnachtsbaum dieses Jahres soll der deutsche Knabe — vom zwölften Jahr aufwärts — „seinen Moltke" finden und in jeder freien Abendstunde soll der Vater — als Gewährung höchsten Lohnes für Fleiß, Wahrhaftigkeit und Wackerheit! — mit der Karte des Buches auf dem Tisch — einen (nicht zu großen) Abschnitt dieser Geschichte gewordenen Heldensage mit den „Jungen" durchnehmen: und der Mutter und den Mädchen schadet es auch gar nicht, wenn sie zuhören.

„Moltke als Erzieher": — das ist der Grundgedanke der folgenden Ausführungen, die zeigen wollen, auf wie zahlreichen Gebieten dieser Lehrer uns zu sich und zu dem Ideal deutschen Wesens emporheben kann.

Digitized by Google

II.

Dieſer Feldmarſchall iſt einer der größten Deutſchen Schriftſteller aller Zeiten: er iſt ein Claſſiker der deutſchen Proſa. Frei von der Ueberkünſtelung des altgewordenen Goethe ähnelt er am meiſten Leſſing: im 19. Jahrhundert hat Keiner ſo geſchrieben, auch Leopold von Ranke nicht. An Leſſing erinnert auch abgeſehen von der Schreibweiſe Manches in Moltke: die gemeinſame niederdeutſche Stammesart drückt ſich aus in dem Waſſerhellen, Durchſichtigen, Scharfen, Knappen, Strengen, ja zuweilen Kargen und Harten des Ausdrucks. Nie ein Wort zuviel! Lieber einmal eines zu wenig. Welche Sparſamkeit

Digitized by Google

in der Verwendung von Eigenschaftswörtern, die von ungeschickten Händen schockweise vergeudet werden, in dem Wahne, viele Worte sagten viel! Hier berührt sich ein Vorzug des Ausdrucks — die Mäßigung — bereits mit der entsprechenden sittlichen Tugend: welch' weises, würdevolles, vornehmes Maßhalten auch im Urtheil, ja in der Verurtheilung. Und wie gewaltig wirkt bei solcher Verhaltenheit dann am rechten Ort ein mit Umsicht gewähltes ungewöhnliches Eigenschaftswort! Ein Beispiel. Von allen unerfreulichen Dingen, von denen er zu sprechen hat, ist dem Verfasser, Krieger vom Wirbel bis zur Sohle, das Zuwiderste und Verächtlichste „der militärische Dilettantismus" der Nicht-Krieger eines Gambetta und Freycinet, welche vom „grünen Tisch" aus — wie es einmal heißt: — bewährten Feldherrn bis ins Einzelne gehende Weisungen für die Kriegsführung ertheilen: das stärkste Stück hiervon ist der (S. 382 angeführte) Befehl, in dem sicheren

Bordeaux an den verzweifelnden Bourbaki erlassen, wie dieser „ohne Schwierigkeit“ sich der Umklammerung durch die beiden deutschen Heere zu entziehen habe: dieser Unsinn — er hat wohl zu der Erregung beigetragen, in der Bourbaki Hand an sich legte! — fordert nun Moltke's äußersten Abscheu heraus: wer von uns würde nicht diesem Gefühl durch ein recht lebhaftes Eigenschaftswort Ausdruck geben? Moltke begnügte sich (S. 383), diesen Vorschlag „noch außerordentlicher“ zu nennen und erzielt dadurch die Wirkung vernichtender Verwerfung.

Das in epigrammatischer Zuspitzung übertreibende Wort Napoleon I.: „der Stil, — das ist der Mensch selbst“, enthält viel des Wahren: und hier trifft es zu wie selten, weil eben dieser „Mensch“ eine ganz besonders scharf ausgeprägte Eigengestalt war: so sein Stil: die helle, kühle, scharfe, genau bestimmte, nur je auf Ein Ziel gerichtete Denkweise erscheint in der gleichartigen Sprachweise. Welch' kurze, knappe Sätze! Ich glaube, in dem

Digitized by Google

ganzen Buch steht kaum ein Satz von sechs Zeilen. Wie oft und wie streng haben meine Beurtheiler, die selbstverständlich die deutsche Sprache unvergleichlich meisterhafter beherrschen als ich, mir meine „kurzen, wie abgehackten Sätze" strafpredigend vorgehalten! Von jetzt ab mache ich sie noch kürzer. —

Moltke hat durch seine vollendete Darstellungskunst eine fast unlösbar scheinende Aufgabe gelöst: — er hat einen kriegswissenschaftlichen Gegenstand nach allen Gesetzen der Kriegswissenschaft und dennoch zugleich für jeden Laien bei der ersten Lesung vollverständlich dargestellt: — der „Entwurf eines römischen Gesetzbuches für das deutsche Reich" ist in zahlreichen Sätzen auch für den Rechtsgelehrten kaum auf den dritten Anlauf zu verstehen. Ja, diese volksthümliche Behandlung eines wissenschaftlichen, so spröden Stoffes ist obenein künstlerisch beseelt: dies Buch ist geistig wahr, sittlich gut und dichterisch schön. Gehet hin, Ihr deutschen Schriftsteller „von

Digitized by Google

Beruf" und lernt von diesem Feldhauptmann richtig auffassen, scharf das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden, unfehlbar sicher den begriffsnothwendigen und den kürzesten Ausdruck finden: werdet Moltkes nur ganz im Kleinen, ja im Allerkleinsten: wie viel größer und ersprießlicher als bisher werdet Ihr dann sein! —

Nur nebenher sei bemerkt, daß Moltke, ohne in Uebertreibung zu verfallen und unentbehrliche Fremdwörter durch sprachwidrige und unverstehbare Neubildungen aus dem Deutschen ersetzen zu wollen, sich der entbehrbaren Fremdwörter lobsam enthält: die Wald-„Lisière" z. B. ist durch den Waldes-„Saum" ersetzt. Freilich aber wüthet die Fremdwörterseuche nirgends so abscheulich wie (neben dem „Comment" der „Corps") im deutschen Heer, d. h. in dessen amtlicher Redeweise und hier ist auf absehbare Zeit keine Besserung zu hoffen; nicht einmal den „Seconde"-Lieutenant werden wir durch den einfachen Lieutenant abgelöst erleben.

Digitized by Google

III.

Wenden wir uns vom Ausdruck zum Inhalt des Werkes.

Auf zwei Seiten — den ersten beiden des Buches — sagt Moltke über den Unterschied früherer Kriege von denen der Gegenwart, über die Unvermeidbarkeit, aber auch über die zu hoffende Verseltenung des Krieges mehr als anderwärts in Bänden über diese Dinge geredet wird. Nicht einmal das Wahngebilde des socialistischen Weltstaates würde (— könnte es je verwirklicht werden in seiner unaussprechlichen Langweile und Leben ertödtenden Vernichtung der Volksunterschiede! —) den Krieg ausschließen: der

Digitized by Google

Widerstreit der volkswirthschaftlichen Bedürfnisse der verschiedenen „Provinzen“ z. B. der „Provinz“ Rußland und der „Provinz“ England, der wirthschaftliche „Kampf um's Dasein“ würde auch dann gar oft gewaltsam entschieden werden.

Daß der Krieg die Krieger verwildert, daß er das im Menschen schlummernde, reißende Thier entfesselt, soll nicht geleugnet werden. Nach meiner festen Ueberzeugung ist noch nie ein Krieg mit so gewissenhaft strenger Einhaltung des Kriegsrechtes geführt worden wie der Krieg von 1870 von deutscher Seite in den ersten Monaten: das wurde später (etwa seit November) anders; und wäre nach dem Waffenstillstand vom Januar 1871 der Kampf noch einmal entbrannt, — so würde der Grimm unserer Landwehren das ganze Volk für die Hartnäckigkeit seiner Leiter schwer getroffen haben. Gleichwohl ist es der Gipfel der Ungerechtigkeit, wenn die Franzosen der deutschen Kriegführung häufige und starke

Verletzungen des Völkerrechtes vorwerfen: weniger ist, wie gesagt, das Kriegsrecht wohl noch nie in einem Kriege gebrochen worden als von uns damals [1]). Unter einer Million von Männern, welche damals Frankreich überzogen, giebt es Rohe, ja Verbrecher, die

[1]) Eben (August 1891) lese ich in französischen Zeitungen Besprechungen des Moltke'schen Buches, in welchen es heißt, der Verfasser habe doch zu viel Schamgefühl gehabt, die Mordbrennereien u. s. w. der Preußen zu entschuldigen, er habe sie verschwiegen; „so das Verbrennen hilfloser siebzigjähriger Greise in den Betten." — Wenn, wider das Kriegsrecht, die Einwohner von Bazeilles oder Chateaudun sich am Kampfe betheiligen, dabei die Häuser in Brand gerathen und nun „hilflose Greise" nicht von ihren Angehörigen aus den Betten getragen werden, so ist es kein Wunder, aber auch keine Schuld der Deutschen, daß sie in denselben verbrennen. — Ich habe (Bausteine V. S. 210, Berlin 1888 —) nachgewiesen, nach amtlichen Angaben des Maire von Bazeilles, wie gering die Zahl der getödteten Civilisten in diesem Dorfe war, in welchem sich die Einwohner zwei

Digitized by Google

auch im Frieden und zu Hause nicht sieben Monate ohne Rechtsbruch würden verlebt haben. Und daß der Krieg Menschen von solchen Anlagen verwildert, ist kein Wunder. Ein gewisser trotziger Fatalismus durchdringt den Krieger der, wenn er nachdenkt, bald abschließt mit der Hoffnung, lebend und heil

---

Tage lang an dem Häuserkampf betheiligten: ein Weib durchbohrte einen verwundet auf der Straße liegenden Baiern mit der Mistgabel. Und dann sind die Baiern die — „incendiaires" von Bazeilles! Wir leugnen also nicht, daß, zumal in dem späteren Verlauf des Krieges, Ausschreitungen vorgekommen sind. Allein was wäre geschehen, wenn die Franzosen in Deutschland eingedrungen wären, nachdem ein Franzose, nicht in der Leidenschaft des Krieges: — vor Ausbruch desselben —, nicht ein roher Ungebildeter: — der ritterliche Graf Keratry — auf Grund des wissentlich falschen Geredes, das badische Fußvolk führe Sprenggeschosse, in der Nationalversammlung erklärt hat, wenn die Franzosen nach Baden gelangten, würden sie nichts verschonen: „pas même les femmes!" Der edle Graf ist ein Kelte aus der Bretagne. —

nach Hause zu kehren: — es ist sozusagen ein Wunder, wenn ihm das glückt; — in dieser Stimmung, in dieser Gemüthsverfassung will der Durchschnittsmensch jede ihm noch vergönnte Lebensstunde nach *seinen* Lieblingswünschen ausnützen: er wird essen und zumal trinken, so viel und so gut er kann; und bei den minder Gutmüthigen wird sich unwillkürlich der Drang regen, das Volk, das ihm die Leiden und Gefahren des Krieges aufgezwungen hat, unter diesem Krieg nicht weniger leiden zu lassen.

Allein dem gegenüber hat Moltke schon bald nach dem Frankfurter Frieden in einer Rede im Reichstag erinnert, wie gewisse allerhöchste Mannestugenden nur durch den Krieg gepflegt, ja nur in dem Krieg entfaltet werden können. Ist es denn ohne Grund, daß Sage, Dichtung, Sittenlehre, Geschichte aller Völker, der Bildungsvölker wie der Zeiten der Unmittelbarkeit, die Vollendung, die Krönung aller Mannesherrlichkeit in dem Helden erblicken,

Digitized by Google

„der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel!"

Hat man es einmal mit angesehen, mit erlebt, wie ein par hundert wenig gebildete Männer, welche begrifflich den Werth des Staates nie erfaßt haben, ohne Wanken in den fast unvermeidbaren Tod hineinstürmen, über die getödteten und verwundeten Waffenbrüder hinweg, nur von dem Einen Drange, — zu siegen, — fortgerissen, so wird man den begeisterten Heldentod dieser Leute als die großartigste Leistung der Mannheit bewundern müssen. Man sage nicht: sie gehen vor, weil sie wissen, daß stehen bleiben oder fliehen noch gefährlicher ist oder aus thierischer Wuth oder aus „angedrilltem" Pflichtgefühl: das wirkt bei Einzelnen und nebenbei; aber solche „Erwägungen" können nicht den die Massen fortreißenden Ansturm erzeugen; und die anerzogene Pflicht des Gehorsams sollte man bewundern, nicht verhöhnen. Wankt diese Zucht

Digitized by Google

der Pflicht, dann wankt nicht nur, dann stürzt Alles, was bisher der Menschheit heilig war.

Aber freilich, nach der Lehre nicht nur der Socialdemokraten, auch gewisser Schlammströmungen in der Literatur sollen ja alle bisherigen Ideale der Menschheit fallen. Wir jedoch halten noch den Heldentod für das Vaterland für die Krone aller Mannestugend und wir erkennen mit Moltke, daß das furchtbare Unheil des Krieges, neben schädlichen Einflüssen auf die Sittlichkeit, auch die großartige Wirkung übt, zu dieser höchsten That der Tugend zu erziehen.

Diese thätige, obzwar freilich auch heidnische Selbstverleugnung steht, so lang es Männer geben wird, doch erheblich höher, als die blos leidende des „Mitleids", welche dem Räuber des Mantels das Wamms obenein hineinreicht und nach dem Schlag auf die rechte Wange die Linke. Germanisch ist das nicht: und hoffentlich gelingt es nie, Germanen zu dieser Tugend zu erziehen.

Digitized by Google

IV.

Als Ursache des Krieges von 1870 wird gewiß mit Recht das Bestreben Napoleons angegeben, sein wankendes Ansehen zu stützen: „So," meint Moltke, „sind die neueren Kriege nicht wie die früherer Jahrhunderte durch den Ehrgeiz der Fürsten bewirkte ‚Cabinets-Kriege', sondern Kämpfe, hervorgerufen durch die Leidenschaften der Völker, denen die Machthaber nachgeben müssen oder schmeicheln wollen. Napoleon glaubte die Unzufriedenheit der Franzosen, die „angoisses patriotiques", welche seit Sadowa ‚Revanche' für die Niederlagen der Oesterreicher (!) verlangten, durch

Digitized by Google

einen Sieg über Preußen bannen zu müssen: und eines Tages erfuhr die Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle!" (S. 2.) Damit ist die Wahrheit ausgedrückt, daß die große Menge des französischen Volkes ohne Zweifel diesen Krieg nicht gewollt hat: freilich, hätte er zum Siege geführt, würde dieser Erfolg die Herrschaft des Imperators und seines Hauses befestigt haben: — deshalb allein ward er unternommen. Von der Weisheit der vielköpfigen Volksvertretung, von der „öffentlichen Meinung" hat Moltke eine recht abschätzige Ansicht: zumal, wenn um dieser „öffentlichen Meinung" willen Fehler in der Kriegsleitung begangen werden „müssen", tritt der Unwille des Feldherrn hervor, nur wenig verhüllt durch den Schleier des Humors (s. unten).

Mit wärmster Freude hat es mich erfüllt, daß Moltke, der ja nicht Staatsmann ist, also überall die Wahrheit sagen darf, wenn er nicht vorzieht, zu schweigen,

Digitized by Google

auch über die Gründe des Krieges von 1866 frank und frei die Wahrheit sagt.

Nichts hat der Sache Preußens 1864 bis 1866 in Süddeutschland mehr geschadet als die — nun, sagen wir sehr gelinde: — die Unrichtigkeit der als Grund für sein Vorgehen vorgeschützten Thatsachen.

Es ist eines der unsterblichen Verdienste Bismarcks des Großen, erkannt zu haben, daß die „deutsche Frage" nur durch „Blut und Eisen", durch einen Waffengang mit Oesterreich gelöst werden könne und die schleswigholsteinische Sache als günstigsten Anlaß hierfür ergriffen zu haben; wir Süddeutschen haben längst eingesehen, daß auch der tief beklagenswerthe Bruderkrieg ein für das erreichte Ziel nicht zu theueres Mittel gewesen ist. Aber die Verlogenheit, mit welcher nicht Bismarck, jedoch seine unberufenen Helfer in der Presse, Recht und Wahrheit in das Gegentheil verkehrten, hat damals tief erbittert und bis heute Verzeihung nicht gefunden.

Digitized by Google

Fast so groß wie das Genie Bismarcks — und das will viel sagen! — erwies sich in jenen Tagen die Dummheit der k. k. Diplomaten, welche sich einbildeten, den Vortheil Habsburgs darin zu finden, daß sie im äußersten Nordwesten Eroberungen machen und — wider das klare Recht — die Frage der Elbherzogthümer mit Preußen allein ohne, ja gegen den deutschen Bund lösen halfen, während doch der engste Anschluß an das Recht und an den Bund die einzig richtige Haltung für Oesterreich war. Kläglicher ist kein Schauspiel in aller Geschichte der Staatskunst, als die jämmerliche Rückkehr dieser Staatskünstler zur Bundestreue, nachdem sie — endlich! — eingesehen, daß Herr von Bismarck jene Lande für Preußen allein erobert hatte!

Diese Ueberlistung feindlicher „Staatskünstler" zu betrachten wie die spätere Napoleons (1865/66) ist ein geistiger Genuß, wie etwa einem überlegenen Schachspieler zuzuschauen.

Digitized by Google

Aber das Gegentheil von Genuß ist der Eindruck der Wahrheits- und Rechts-Verdrehungen gewesen, deren sich die „Kleinen von den Seinen“ bedient haben. Preußen hatte kein Recht auf die Elbherzogthümer, sondern allein der Augustenburger; daß dieser verdrängt ward, weil er auch die berechtigtsten Forderungen Preußens nicht erfüllen wollte, war, geschichtlich und sachlich betrachtet, ein Glück für Deutschland. Daß aber die preußischen Kronsyndici ein Recht Preußens anerkannten, das war und bleibt tief beklagenswerth; diese waren doch wahrlich nicht von Bismarck abhängig: sie folgten nur ihrer Rechtsansicht, aber es ist traurig, daß sie zu jener Ansicht gelangten!

Ferner: je mehr von der Geschichte des ehrwürdigen Kaisers Barbablanca bekannt wird, desto größer tritt die Gestalt des neidlosen Herrschers hervor, der Bismarck, Moltke, Roon nicht nur entdeckt und auf den rechten Ort gestellt, der, was noch viel schwerer sein mag, die Ueberlegenheit und den Ruhm dieser

Männer gern und dankbar ertragen, ihrer bewährten Sachkenntniß sich untergeordnet hat, fast ein Menschenalter lang. Man weiß aber wie schwer es war, ihn, im Gegensatz zu den Ueberlieferungen und Ermahnungen von Vater und Bruder, zu dem Krieg mit Oesterreich zu drängen. Es gelang nur, indem man ihn überzeugte, Oesterreich und seine Verbündeten drohten ihrerseits mit Angriff: und es soll gern angenommen werden, daß auch seine Berather — fast Alle — sich in gutem Glauben in diese Ueberzeugung hinein gedacht hatten: man thut das so gern! Hat doch schon Karl der Große seinem leidenschaftlichen Verlangen, die Sachsen zu unterwerfen, im besten Glauben Gewissens- und Staats-Pflichten unterschoben! Aber wahr waren diese Unterstellungen nicht. Und in Süddeutschland hat jene unwahre Behauptung damals die Gemüther auf das äußerste empört. Der Erfolg hat ja kläglich aufgedeckt, wie wenig Oesterreich und die Süddeutschen zu

Digitized by Google

einem Kampfe mit Preußen gewillt und gerüstet waren. Und nun lasen wir täglich in den Berliner Zeitungen von den österreichischen und bairischen Angriffsplänen. Du lieber Gott! — Ein preußischer Offizier, der es später sehr weit und sehr hoch gebracht hat, bereiste — schwerlich um der schönen Landschaften willen — Oesterreich und Baiern im Juni und Anfang Juli 1866; er kam zurück mit dem wahrheitgemäßen Bericht, daß daselbst kein Mensch an Angriff denke; „wen will man denn täuschen in diesen Berliner Blättern?“ fragte er und wollte an maßgebender Stelle das Gegentheil erhärten. Man bedeutete ihn, zu schweigen. Der Beweis der österreichisch-bairischen Angriffspläne sei so eben dem König eingesendet.

Wohlan: mögen daran die andern Berather geglaubt haben: — Moltke nicht! Er sagt S. 426: „Der Krieg von 1866 ist nicht aus Nothwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz ent-

sprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes; es war ein im Cabinet als nothwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf, nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut: — für Machtstellung."

Wie wohlthätig wirkt diese Sprache der Wahrhaftigkeit!

Wie viel schöner wäre es gewesen, hätten auch die Staatsmänner damals gesagt: „Wir brauchen die Umgestaltung des Heeres, weil wir (endlich!) die deutsche Einheit herstellen wollen, was nicht ohne Krieg mit Habsburg und mit Napoleon abgeht; wir haben kein Erbrecht auf Schleswig-Holstein: aber wir müssen es nehmen, wenn der allein Berechtigte nicht unseren billigsten Forderungen nachgiebt; die schleswig-holsteinische Sache ist Bundessache: aber wenn sie der Bund und Habsburg wieder verpfuschen, nehmen wir

sie in die Hand; Oesterreich und seine Verbündeten drohen zwar nicht mit Angriff und Zerstückelung Preußens: aber sie fügen sich nicht der nothwendigen Gestaltung des Deutschen Staates und, weil sie sich nicht fügen, greifen wir an und zwingen sie: — obenein zu deren eigenem wahren Heile."

Diese Sprache mag nicht „diplomatisch" sein; aber ausnahmsweise würde damals die Wahrhaftigkeit sich doch auch für die Diplomatie empfohlen haben: in Süddeutschland, auch im deutschen Volk Oesterreichs würde sie ganz anders gewirkt haben als die obzwar in gutem Glauben verbreiteten — Unrichtigkeiten. Gerade Bismarck hat ja oft mit verblüffender Offenheit geredet.

Diese Zeilen hatte ich geschrieben, als in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" (Ende August 1891) ein Aufsatz, gegen obige Worte Moltke's gerichtet, erschien. Der ungenannte Verfasser scheint darin Bismarck gegen Moltke vertheidigen zu wollen! Aber Moltke

Digitized by Google

wollte damit Bismarck so wenig angreifen als anno 1866 die Baiern Berlin erobern wollten. Wenn dabei die Proclamation König Wilhelms angeführt wird, welche als Grund des Krieges den drohenden Angriff Oesterreichs angiebt, so beweist dies nur, daß der durch und durch redliche König an diesen Angriff voll überzeugt glaubte. Viele Andere, auch in Preußen, glaubten nicht daran. Daß Moltke nicht daran glaubte, das eben hat er S. 426 gesagt. Sollte Moltke jene Proclamation des Königs unbekannt geblieben sein? Von 1866 an bis 1887, da er obige Worte schrieb? Sie hat ihn aber nicht abgehalten, gegenüber einem weit verbreiteten, so zu sagen amtlichen preußischen Irrthum für die von ihm erkannte Wahrheit Zeugniß abzugeben. Heil ihm dafür und Dank allerwege!

Moltke ist ein Erzieher zur Wahrhaftigkeit, auch da, wo die Wahrheit oben nicht gern gehört wird: es ist recht noth-

wendig, daß ihm auch hierin nachgeeifert werde. Nicht schweigen (oder gar lügen!) und „streben!“ sondern die Wahrheit sagen, auch wo sie uns „schadet“: — das allein ist männlich; es ist jene Heldenhaftigkeit, die auch wir, die wir nicht die Waffe tragen, bewähren können und sollen. Wenn man zum Beispiel die Entlassung Bismarcks für unaussprechlich traurig hält, wie ich, so muß man das sagen. Man muß es deshalb sagen, weil in jenen Höhen, welche stets und überall von dem Goldgewölk der Huldigungen umsäumt sind, der Blick in die wirkliche Stimmung im Volke leicht verschleiert wird. Und zwar müssen solche Männer ihrem Schmerz und ihrer Besorgniß Ausdruck geben, welche, wie ich, doch nicht wohl ohne weiteres als „Reichsfeinde“ verdächtigt und damit zur Seite geschoben werden können. Es ist verächtlich, es ist eine Schmach, was heute so Viele thun, auf einmal vergessen, was wir diesem Manne seit einem Vierteljahrhundert ver-

danken: — nichts Geringeres als das Deutsche Reich! — das vergessen, blos um dessentwillen, daß, wie es also scheinen muß, der Wille unseres jungen Kaisers und die staatsmännische Ueberzeugung des Begründers des Deutschen Reiches in unlösbaren Widerstreit getreten sind. Daß dies geschah, daß Bismarck nicht erst durch den Tod von dem Steuer des Reichsschiffes abgerufen ward, wird auf das Schmerzlichste beklagt werden, so lang es eine wahrhaftige Geschichtschreibung geben wird. Wirkte doch sein gefürchteter Name allein schon abschreckend auf unsere Feinde, wie ein Gorgonenhaupt auf dem Schild des Reichs. Wie der Cid Campeador noch todt, auf das Roß gebunden, die Angreifer scheuchte, so hätte man Bismarck auch nach seinem Tode für noch lebend ausgeben mögen. Um die Bedeutung des Ereignisses zu würdigen, muß man nachlesen, wie Russen, Franzosen und die Reichsfeinde im Inneren den Fall dieses gefürchtetsten unter unseren Helden

Digitized by Google

aufnahmen: bejubelt haben sie ihn! Und dabei war die Sprache französischer Blätter viel anständiger als die mancher deutschen, welche es an den bei ihrer Gattung altherkömmlichen Fußtritten auf den wehrlos gemachten Löwen nicht fehlen ließen.

„Nothwendig" war das Geschehene freilich. Sonst wär's nicht geschehen. Denn nichts geschieht, was nicht geschehen muß.

Deshalb ist die landläufige Vertröstung: „der Fall Bismarcks war eine geschichtliche Nothwendigkeit" lediglich eine hohle Redensart. Selbstverständlich war er das. Allein die Gründe dieser Nothwendigkeit wird die Weltgeschichte zu erforschen haben. Der Sturz Bismarcks ist eine Tragödie in der Geschichte des Deutschen Volkes; wir glauben aber nicht mehr an Schicksalstragödien oder mirakelhafte Eingriffe der Engel, sondern nur an das Trauerspiel der Charaktere: — im Sinne Shakespeares. — Diese Auffassung des schattendunklen Geschehnisses des Unheils

ſcheint die einzig würdige: ſie iſt ſelbſt eine tragiſche, eine weltgeſchichtliche; ſie giebt dem Kaiſer, was des Kaiſers und dem Kanzler, was des Kanzlers iſt. Ueber den alten Kanzler hat die Weltgeſchichte bereits gerichtet: der junge Kaiſer ſchreitet dieſem Gericht mit ſelten erreichter Kühnheit entgegen: — möge ſie ihm und uns Allen zum Heile gedeihen.

Das wünſcht gewiß Niemand aufrichtiger als derſelbe Mann, deſſen Entlaſſung in einer Zeit der Bedrohung des Reiches durch Ruſſen, Franzoſen und Socialdemokraten die kühnſte That dieſes Kaiſers war. Denn unſer letzter Athemzug muß eben doch immer in den Ruf ausklingen: „Hie allerwege Kaiſer und Reich!“

In dem Vorſtehenden glaube ich in der Beurtheilung des größten Ereigniſſes, das ſeit dem Frankfurter Frieden geſchehen, Moltke'ſcher Wahrhaftigkeit nachgeeifert zu haben: aber auch noch einer andern ſeiner Tugenden: der Gerechtigkeit.

Denn zu dem Schönſten in dieſem

Buche zählt das edle Streben, auch dem Feinde voll gerecht zu werden, in rein sachlicher, von keiner Leidenschaft getrübter Würdigung: hier werden nicht, wie das leider in Deutschland unter den sich bekämpfenden Parteien auf den verschiedenen Gebieten so häufig und so häßlich ist, dem Gegner schlechte Beweggründe, andere als von ihm selbst angeführte, unterstellt.

Gar Manches in der Eigenart der leicht beweglichen Kelto-Romano-Franken muß einem so durch und durch niederdeutschen Mann, wie diesem Helmuth in seiner kühlen, ruhigen, verhaltenen, wortkargen, sprödherben Weise ganz besonders zuwider gewesen sein: aber wie wacker weiß er das zu bemeistern, wie wohlthuend wirkt das warm ertheilte Lob einzelner ihrer Feldherrn und vieler glänzender Waffenthaten ihrer Heerscharen!

Wir Deutsche sind rasch bei der Hand, das Gebahren der Franzosen „theatralisch" zu schelten: sehr mit Unrecht! Das Be-

Digitized by Google

dürfniß, der lebhaften Empfindung in Blick, Geberde, Bewegung (mit allen Gliedmaßen!) in Wort, Tracht, Schmuck glänzenden, eindringlichsten Ausdruck zu geben, steckt tief in dem so reich begabten Mischvolk von der keltischen und von der romanischen Seite her; und auch die Franken treten von Anfang an in Geschichte und Sage uns als eitler und ruhmrediger, lebhafter, rascher, leichter- und heißer-blütig entgegen, denn z. B. alle niederdeutschen Völkerschaften und die Bajuvaren und Thüringe (rascher und heißer als die Andern rechts vom Rhein sind die Alamannen); was bei uns freilich „theatralisch", d. h. gemacht und künstlich auf die Wirkung berechnet wäre, das ist bei Franzosen (und Italienern) durchaus nicht theatralisch, sondern echteste Wahrheit der Volksseele. Freilich: — uns muthet dieses Wesen in seinen Uebertreibungen oft seltsam, auch wohl zur Geringschätzung herausfordernd an: wie andererseits die Franzosen uns den Mangel an solch'

bestechlichem Wesen: die Vernachlässigung des Aeußeren, der Form, des Ausdrucks, nicht ohne Grund vorrücken: hat doch Renan nach dem Kriege von 1870/71 geradezu über Moltke geäußert: er wisse wohl zu siegen, aber ihm fehlten jene „mots sonores," welche die Heere zum Siege fortreißen (wie z. B. die Napoleons von den „Jahrtausenden, die auf die Grenadiere von den Pyramiden herabsahen", „der Sonne von Austerlitz" und ähnliche „Scherze" (sagt man in Berlin). Lieber Gott! Unser Moltke und solche „Tiraden!" „Sedan sans phrase" scheint doch „Waterloo avec phrase" erheblich vorzuziehen! Moltke hätte sich die Zunge abgebissen (der große „Schweizer", wie ich neulich irgendwo las), ehe er sich zu einer solchen Rede-Leistung herabgelassen hätte. Einer so durchaus entgegengesetzten Eigenart ist die gerechte Anerkennung der Franzosen höher als anderen anzurechnen.

Und auch, wo er tadeln muß — übrigens

Digitized by Google

auch Fehler auf Seite der Deutschen — geschieht es maßvoll, fein, oft so fein, daß die Verurtheilung erst bei schärfstem Zusehen zu erkennen ist: — freilich wirkt sie gerade deshalb oft erst recht vernichtend.

Digitized by Google

V.

Das sind die Gesichtspunkte, unter welchen wir den Inhalt des Buches betrachten wollen, auf Einzelheiten aber nur gelegentlich näher eingehend: eben da, wo unsere oben aufgestellten Sätze besonders eindringliche Bestätigung finden oder wo sich andere Gedanken aufdrängen, die der Festhaltung nicht unwerth scheinen: denn unwillkürlich wachsen mir diese Betrachtungen über die unter der Aufschrift bezeichnete Aufgabe hinaus.

Sollten die Franzosen wirklich, wie S. 3 („Vorbereitung zum Kriege") vermuthet wird,

Digitized by Google

„auf den alten Zwieſpalt der deutſchen Stämme gerechnet haben," ſo müßten die Berichte ihrer Geſandten an den Höfen von München und Stuttgart — von Karlsruhe zu ſchweigen — von Blinden und Tauben verfaßt geweſen ſein. „Durften die Süddeutſchen auch nicht gerade als Verbündete angeſehen werden, ſo hoffte man durch einen erſten Sieg ſie unthätig zu erhalten oder ſelbſt für ſich zu gewinnen." Die von uns geſperrt gedruckten Worte ſetzen doch bei den Franzoſen allzu arge Verblendung voraus! Der Deutſche, der das Glück hatte, jene Tage der aufſteigenden Kriegsgefahr in Süddeutſchland zu verleben, zählt zu ſeinen herrlichſten Erinnerungen die von Anfang an zweifelloſe, faſt ausnahmslos einmüthige Entſchoſſenheit, ja die Begeiſterung, mit welcher der Kampf an der Seite Preußens als ſelbſtverſtändliche Pflicht erfaßt und verkündet wurde. Das war, verſetzt man ſich auf die Bildungsſtufe des gemeinen Mannes, nach den böſen Ein-

Digitized by Google

drücken von 1866, nicht ein Geringes, sondern ein Großes: es brach eben trotz jener schlimmen Erinnerung, trotz der Hetzereien der Sonderthümler und der Ultramontanen, bei Bajuvaren, Alamannen, Franken, Thüringen, Hessen das gemeinsame deutsche Blut, das echt-deutsche Pflichtgefühl der Waffentreue überwältigend durch. Hätte die preußenfeindliche Mehrheit der baierischen zweiten Kammer, gewählt 1867 — unter der feindlichen Nachwirkung von 1866, — wirklich für Neutralität gestimmt, — ein Sturm der Entrüstung würde sie hinweggefegt und eine Neuwahl eine ganz andere Zusammensetzung herbeigeführt haben. Aber die Auflösung ward nicht nothwendig: eine Anzahl von Männern, — darunter der Schriftsteller Martin Schleich — unter dem Zeichen des Hasses gegen die Sieger von Kissingen und Würzburg gewählt, brachte doch die Schmach der „Neutralität" nicht über ihre deutschen Herzen: sie enthielten sich auch nicht der Abstimmung, wie nun ihre caplangegängelten

Wähler als Mindeſtleiſtung verlangten, ſondern ſtimmten für den Krieg an der Seite Preußens, dem Vorwurf der Wortbrüchigkeit richtig entgegnend, daß der Volksvertreter nicht an „zwingenden Auftrag“ (mandat impératif) ſeiner Wähler, auch nicht an eigene vor der Wahl gegebene Verſprechungen gebunden, ſondern verpflichtet iſt, nach ſeiner „freien Ueberzeugung“ zu ſtimmen, d. h. alſo nach derjenigen Ueberzeugung, die er im Augenblick der Abſtimmung hat, nicht nach der im Augenblick der Wahl gehegten. Die Begeiſterung für den Krieg war ſo ſtark im baieriſchen Volke, daß der jugendliche König es wagen konnte, geſtützt auf die Kammer der Reichsräthe, der anfänglich zögernden Mehrheit der zweiten Kammer ſagen zu laſſen, er werde den Krieg an der Seite Preußens jedesfalls führen, auch dann, wenn ihm jene Mehrheit die Geldmittel verſage. Das wirkte denn doch gewaltig. Und es bleibt das ſchöne Verdienſt des unglücklichen Königs, damals in edler Be-

geisterung für die deutsche Sache seinem Volk vorangeschritten zu sein; er hat sich mir gegenüber selbst in einer denkwürdigen Unterredung auf seinem Schachenschlosse bei Partenkirchen im Jahre 1873 gar eifrig hierüber ausgesprochen: das soll ihm unvergessen sein; ist auch die Angabe, er habe aus eigenem Antrieb König Wilhelm den Kaisernamen angetragen, längst widerlegt: man weiß, daß er hierin lediglich Bismarck Folge leistete, — (und keineswegs gerade eilig!) — der ihm die unabwendbare Thatsache verkündete und ihm nur die Wahl ließ, ob sie durch ihn angeregt oder ohne und gegen seinen Willen geschehen solle. Wer den jungen König kannte, hat jener Erzählung niemals glauben können.

Aber Dank seinem Eifer für den Krieg waren die Baiern die allerfrühesten, welche neben den Preußen die Wacht am Rhein bezogen und schon am 3. August (nach Weißenburg, 2. August) konnte ich von ihnen singen:

Digitized by Google

„Die er sich hold vermeint,
Ihr zuerst schlugt den Feind
Grimmig auf's Haupt!“[1])

Die Begeisterung und Pflichttreue für Deutschland hat in Baiern wie in Württemberg sofort über den Haufen gerannt die vor dem Aufsteigen der Kriegswolken lang und breit erörterte Streitfrage, ob in Folge der Schutz- und Trutzbündnisse vom August 1866 die Südstaaten befugt seien, im Einzelfall zu prüfen, ob sie zur Waffenhilfe verpflichtet seien (den sogenannten casus foederis festzustellen) oder ob sie in jedem Kriege Preußen Hilfe zu leisten hätten. Recht viel thöriges Gerede und Geschreibsel war hierüber gewechselt worden; ich habe schon damals[2]) dargethan, daß unbedingte Hilfspflicht bestand;

[1]) „Victoria!“ Weißenburger Siegeslied. Flugblatt. Würzburg, A. Stubers Buchhandlung 3. VIII. 1871, jetzt Gedichte. II. Sammlung III. Auflage. Leipzig 1880.

[2]) S. jetzt Bausteine V., 1. Berlin 1883, völkerrechtliche Studien.

denn Preußen einerseits, die drei ($^1/_2$: nämlich Hessen für seine Südhälfte, für die Nordhälfte stand es im norddeutschen Bunde) Südstaaten andererseits hatten sich gegenseitig den Besitzstand ihrer Gebiete gewährleistet; nun bedroht aber jeder Krieg, ohne Rücksicht auf die Entstehungsursache, den Besitz des Besiegten; wäre z. B. im Jahre 1870 der Krieg um die hohenzollernsche Thronbewerbung in Spanien entbrannt, so würde doch das siegreiche Frankreich nicht etwa mit dem Verzicht auf jene Bewerbung sich haben begnügen müssen, sondern das Recht gehabt haben, dem besiegten Preußen z. B. das linke Rheinufer abzunehmen. Und ganz ohne Zweifel würden das dieselben Franzosen gethan haben, welche nun in der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen gegen den Willen der Einwohner einen himmelschreienden Rückfall in ein barbarisches Kriegsrecht erblicken. Ja, sie haben ein eigenartiges Völkerrecht, die geistreichen Leutchen da drüben; z. B. auch eine Festung

Digitized by Google

Paris, aus welcher man nur heraus, in welche hinein man nicht schießen darf, was freilich eine angenehme Einrichtung ist. In Summa: die Süddeutschen haben damals nur ihre Schuldigkeit gethan; wie sie aber dieselbe gethan haben, ist höchsten Preises werth. Das erkennt auch der so lobkarge Moltke an; fast nur die „braven" Brandenburger, (vor Metz), die Pommern, S. 58 und die Baiern erhalten ausdrücklich lobende Beiwörter: S. 84 „die verwegene kleine Schaar", welche sich schon am 31. August allein in Bazeilles behaupten wollte; freilich liegt in dem „verwegen" wohl auch eine leise Rüge der allzu rauflustigen „Schneid". Aber wie wohl thuen den Herzen der Baiern die Worte Moltke's über den Tag von Coulmiers, den „Ehren-" nicht „Unglücks-Tag" von der Tanns, da sie, nicht 20 000 Mann, Stunden lang 70 000 Franzosen in Schach hielten, und als sie endlich solcher Uebermacht wichen, nicht verfolgt wurden.

In Süddeutschland waltete auch bei

den Regierungen so unbedingtes Vertrauen, daß alle vier betheiligten Staaten „anscheinend das eigene Land entblößend, ihre Contingente bereitwillig der Hauptversammlung anschlossen." (S. 6.)

Zahlreich sind die köstlichen, herzerquickenden Beweise solchen Vertrauens in Volk und Heer, welche ich, damals Professor in Würzburg, bei Ausbruch des Krieges daheim und später in Frankreich erlebte; und doch war man gerade in Würzburg und in Unterfranken überhaupt, eingedenk der Tage von Kissingen und Aschaffenburg, der Beschießung Würzburgs, den Preußen nicht gerade sonderlich gewogen! Ich kannte näher einen Artillerieunteroffizier, der bei Kissingen einen Bruder verloren hatte, was ihn bitterer schmerzte, als eine bei Hettstädt empfangene Wunde; der hatte von 1866—70 weidlich geschimpft auf die Preußen und meine beschwichtende Beredsamkeit war erfolglos an ihm abgeglitten. Ich traf den Mann wieder bei

Beaumont (30. Auguſt): er war Feuer und Flamme für die Preußen! Erfreut fragte ich: „Nun ſag' einmal. Ihr Baiern habt doch grad ſo viel Schneid wie die Preiß'n".

„Do haſt Recht!"

„Warum is denn anno 66 ſo ſchiach (ſchlecht) bei euch ganga und warum geht's denn jetz' ſo guat?"

„Dös will i Dir ſcho ſagn. Schau: bal's (wenn es) hoaßt: ‚um achte müaßt's da ſei,' na is der Preiß da und mir (wir) ſind ſo um a halbe neine ſchö langſam daher kemma. Aber jetz' ſei' mer (ſind wir) a (auch) da akkrat um achte."

Wie innig hat mich oft der vertraute, ja gefliſſentlich freundliche Verkehr zwiſchen den norddeutſchen und ſüddeutſchen Wehrleuten auf dem Marſch, in der Beiwacht, im Quartier erfreut, ſo lang ich der III. Armee folgte von Hagenau bis Sedan! Dabei verhielten ſich unſere Baiern und Württemberger anfangs zurückhaltend: — es war der Stolz der Be-

siegten! — aber die Norddeutschen verdienen das Lob, daß sie diesen wohl zu würdigen wußten und stets selbst die ersten entgegenkommenden Schritte thaten.

Digitized by Google

VI.

Höchst bedeutsam ist, was über den „Feldzugsplan" gesagt wird: S. 8: „Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen solchen auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, Manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die gegebenen Verhältnisse richtig auffassen, darauf hin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen ist Alles, was die Heeresleitung zu

Digitized by Google

thun vermag!“ Wie bescheiden und wie ehrlich und doch: welch' hochgestecktes Ziel! Die folgende Darstellung Moltke's zeigt, wie häufig der ursprünglich gefaßte Plan geändert, ja ganz aufgegeben werden mußte, und zwar in sofort, in plötzlich zu fassendem Entschluß; so, nachdem der für diesen Tag nicht gewollte Zusammenstoß bei Wörth am 6. Aug. erfolgte, so, als nach dieser Schlacht alle Fühlung mit dem Feinde verloren gegangen, so, als bei Gravelotte-Saint-Privat die von Moltke selbst stark unterschätzte Ausdehnung der französischen Stellung nach Norden erkannt war, so vor Allem bei der zu Bar-le-Duc beschlossenen Aenderung der ganzen Marschrichtung (nach Norden statt nach Westen), so bei den Nachrichten von den gegen Paris bald von Westen bald von Norden heranrückenden Entsatzheeren, endlich nach der Erkundung des Vormarsches Bourbaki's auf Belfort. Gerade in diesen rasch zu fassenden Entschlüssen und Planänderungen zeigt sich das Feldherrngenie

Digitized by Google

Moltke's am Großartigsten. Auch die Franzosen, welche früher sehr thörigermaßen ihm diese Gabe abgesprochen hatten — er könne nur einen Plan im Voraus (allerdings sehr gut!) entwerfen und diesen dann um jeden Preis durchführen — haben endlich nach Erscheinen dieses Buches erkannt und ausgesprochen, was ihnen schon, als sie geschahen, die Geschehnisse selbst hätten zeigen können.

Nach Moltke's obigen Worten ähnelt des Feldherrn Aufgabe also der des Schachspielers, der ja auch nicht seinen vorgefaßten Plan unter allen Umständen durchzwingt, sondern unverhoffte Fehler des Gegners benützt, auf anderem Wege als dem ursprünglich in's Auge gefaßten rascher und leichter zum Ziele des Sieges zu gelangen oder umgekehrt durch unerwartete Angriffszüge sich seinerseits in die Nothwendigkeit der Deckung, der Vertheidigung. gedrängt sieht.

Das Gegentheil von Feldherrnkunst hat aber die französische Heerführung gleich zu

Digitized by Google

Anfang des Feldzuges geleistet, auch als noch nicht — wie in der Folge so oft — widersprechende Befehle des Kaisers, der Kriegsminister, der Generale Verwirrung anrichteten: „der französische Angriffsplan ging auf ein überraschendes Angriffsverfahren aus. Die starke Schlacht- und Transportflotte sollte zu einer größeren Landung verwerthet werden, welche einen Theil der Streitkräfte Preußens im Norden festhalten konnte, während dessen Hauptmacht, wie man annahm, den ersten Angriff hinter der starken Rheinlinie abwarten werde. Dieser Strom sollte, unter Umgehung der großen Festungen, bei und unterhalb Straßburg ungesäumt überschritten und die süddeutsche Heeresmacht, welche den Schwarzwald zu vertheidigen hätte, dadurch gleich anfangs von der norddeutschen getrennt werden." (S. 3).

Geradezu genial war der kühne Entschluß Moltke's, obwohl er diesen Plan und die zu dessen Ausführung weit vorgeschobene fran-

Digitized by Google

zösische Uebermacht an der ganzen Grenze erkannt hatte, gleichwohl den Aufmarsch der deutschen Heere nicht hinter, sondern (wie er mit Vorliebe sagt) „vorwärts dem Rhein“ zu bewirken.

Man hatte auf französischer Seite in kühnem Wagniß die Truppen in unfertigem Zustand an die Grenze geworfen, um mit — wenn auch nur kurzwährender Uebermacht — den Aufmarsch der Deutschen zu überraschen, in Süddeutschland einzubrechen, durch einen ersten Erfolg wichtige politische und moralische Vortheile zu gewinnen: allein die für uns Deutsche so bangen Tage von Saarbrücken, an welchen man aus jener überstürzten Versammlung diesen Gewinn hatte ziehen können, waren ungenutzt verflossen: „der innere Zustand der Truppen hatte jede Thätigkeit gelähmt.“ (S. 10:) Oberstlieutenant Pestel hielt mit drei Schwadronen und einem Bataillon zwei Wochen lang die Uebermacht in Schach: endlich setzten sich am 2. August drei Armee-

corps gegen ihn in Bewegung, „die Tricolore wehte in Saarbrücken, eine neue Aera der Weltgeschichte war angebrochen“ — so sagte eines jener „mots sonores“ — (oben S. 35:) aber dies Wort sollte sich, wie ein echtes Orakel, doppeldeutig bewähren.

Für das Treffen bei Weißenburg (4. August) erhalten die Franzosen eine sehr gute Note: „eine Division hatte drei deutsche Corps auf sich gezogen und (erst) nach kräftiger Gegenwehr den Rückzug bewerkstelligt, ihr tapfrer Führer war im Kampfe gefallen“; schon hier wie noch oft in der Folge war ein auf deutscher Seite (vielleicht allzu) lange hingehaltenes Feuergefecht des Fußvolkes endlich durch Umfassung eines Flügels des Feindes und durch Heranziehung überlegener Geschützmacht zum Siege gewendet worden.

Unter den nun für die Franzosen nach dem 2. August gegebenen Möglichkeiten war auch die, daß sie jetzt selbst zum Angriff schreiten würden: sie war auf deutscher Seite vorausge-

Digitized by Google

sehen worden: aber die Schlacht bei Wörth ward einen Tag früher geschlagen, als beide Heerführer gewollt hatten; „wo die Parteien so nahe an einander gerückt sind wie hier, entbrennt der Kampf leicht auch gegen den Willen der oberen Leitung.“ (S. 14). An diesem Tage „klappte es“ nun auf deutscher Seite durchaus nicht recht; das geht aus Moltke's Darlegung noch klarer als aus der des Generalstabswerkes hervor: widersprechende Befehle führten zu unerfreulichen Dingen; so mußten die Baiern, nachdem sie unter starken Verlusten einen Wald genommen, gemäß dem jetzt eintreffenden Befehl des Kronprinzen, denselben räumen und das Gefecht einstellen, — um bald darauf den nämlichen Wald noch einmal nehmen zu müssen: zwei gute Freunde von mir liegen unter jenen Tannen: Max von Schlichtegroll von München und der Sohn des Philosophieprofessors Hoffmann in Würzburg. Heldenhaft war die Aufopferung der tapferen drei französischen Reiterregimenter

Digitized by Google

der Brigade Michel, welche „trotz der denkbar ungünstigsten Bodenbeschaffenheit mit großer Entschlossenheit das Fußvolk des 32. Regiments angriffen;“ aber wunderschön ist auch die kurzwortige Schilderung der kühnen That (S. 16): das liest sich mit dem ergreifenden Schluß: „sie verschwanden vom Schlachtfeld“ wie eine Ballade, (nämlich eine gute!) Gegen Ende des Kampfes suchte ebenso die Reiterdivision Bonnemain das Schicksal des Tages zu wenden: „sie warf sich, trotz der sehr ungünstigen Bodenverhältnisse, auf den nicht gedeckt stehenden Gegner, erlitt furchtbare Verluste und stob, ohne zum eigentlichen Einhauen gekommen zu sein, auseinander.“ Ganz ähnlich haben auch bei Sedan zweimal französische Reitergeschwader sich aufgeopfert in einem „Todesritt“, der dem berühmten deutschen der Brigade Bredow an Tapferkeit nicht nachsteht; aber der deutsche hat die schwer wankende Schlacht gestellt: die französischen haben, wie vorauszusehen war, nichts ge-

fruchtet. Auch hier wird wieder der „bis auf's Aeußerste fortgesetzte tapfere Widerstand der Franzosen in dem brennenden Fröschweiler anerkannt." (S. 17.)

Von der am gleichen Tage (6. August) geschlagenen Schlacht von Spicheren „hatte man nachträglich behauptet, sie sei am unrechten Ort geschlagen und habe höhere Pläne durchkreuzt" (S. 23); ja, man hat die alsbaldige Entfernung des Generals von Steinmetz auf sein Vorgehen bei Spicheren zurückgeführt. Wir erfahren jetzt das Gegentheil: „allerdings war ja die Schlacht nicht vorgesehen. Im Allgemeinen aber wird es selten Fälle geben, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar acceptirt und ausgenutzt werden;" es werden dann die wichtigen durch die Schlacht gewonnenen, auch strategischen Vortheile hervorgehoben; hier zuerst wird als bezeichnend erwähnt die erhebliche Zahl unverwundeter Gefangener, welche „schon hier,"

Digitized by Google

d. h. in einem so frühen Abschnitt des Feldzuges dem Gegner abgenommen wurden: dies wird nun in der Folge noch gar oft verzeichnet; die tapferste Haltung der Franzosen im Gefecht schließt nicht aus, daß sie nach dem Mißlingen in arges Verzagen, „in Auflösung" gerathen; so gehen sie schon bei Weißenburg „in großer Auflösung" (S. 13) zurück, nach der Schlacht bei Wörth muß „die innere Auflösung" des französischen Heeres so groß gewesen sein, daß es unlenkbar geworden war. Denn nur eine Brigade schlug den Weg über Bitsch zu der . . Hauptarmee bei St. Avold ein, alles Uebrige, dem einmal gegebenen Anstoß folgend, wälzte sich unaufhaltsam . . . nach Zabern zurück" (S. 18); bei Spicheren bedeckte die Nacht die Zustände der geschlagen Abziehenden. Schon hier treten lebhaft hervor der schöne Eifer der deutschen Führer, sich gegenseitig zu helfen, und das Herandrängen der Truppen zum Gefecht, die während des ganzen Krieges sittlich so er-

Digitized by Google

hebend und für den Sieg so förderſam wirkten, während von den hinter General Froſſard ſtehenden Diviſionen allerdings drei in Bewegung geſetzt wurden, aber, nach ſeltſamen Hin- und Herzügen, nur zwei eintrafen und zwar erſt, nachdem der Kampf beendet war.

Zwei Batterien des I. Armeecorps waren, in Königsberg eingeſchifft, auf der Eiſenbahn angelangt und aus derſelben ſofort in die Schlacht geeilt. Ein wackerer Oſtpreuße, der das eiſerne Kreuz trug, erzählte mir auf eine Frage nach dem Anlaß ſolcher Ehrung drollig genug: „Wofür? Ja, Harche (Herrchen) das kann ich Ihnen nicht ſagen. Von Königsbarg fort in der Eiſenbahn, immer fort, immer fort — durch ſo ſcheenes Land — überall gegaſſen und getrunken, ach ſo viel Wein! Ueberall angeſungen! — Auf einmal: Halt! — Es ſchießt mit Kanonen: — raus aus dem Wagen: — rauf auf einen hohen Barg (ſo was hohes hatte ich noch nie geſeh'n): — unſer Geſchütz war das erſte: — ich richtete

es: — auf einmal: — Bauz! — was vor den Kopf. Ich fall' um. Wie ich wieder aufwache, fahr' ich wieder per Eisenbahn, liegend auf Battchen (Bettchen), nach Königsbarg. Der Kopf brummte noch lang. Dann kam das eiserne Kreuz. Jetzt brummt er schon lang nicht mehr."

Digitized by Google

VII.

Aber nicht nur an der französischen Führung übt Moltke Kritik. Zwar enthält er sich derselben in den meisten Fällen ganz, indem er lediglich erzählt. Zuweilen jedoch trifft auch die deutsche Leitung eine Verurtheilung, welche (wie oben S. 54) um deßwillen, daß sie in glatte Worte — ohne ausdrücklichem Vorwurf — gekleidet wird, nicht minder scharf schneidend trifft.

Unleugbar hatte sich die vierzehnte Division bei Spicheren, in dem Glauben, es nur mit der Nachhut eines abziehenden Feindes zu thun zu haben, durch ihren Angriff auf einen weit übermächtigeren Feind in überaus

Digitized by Google

vortheilhafter Stellung in äußerste Gefahr gebracht; sie konnte den Angriff nur wagen, weil ihr die Unterstützung der dreizehnten zugesagt war. Diese Unterstützung aber — blieb aus!

Obwohl die XIII. Division eine höchst günstige Richtung vor sich hatte — auf Stiering-Wendel —, welche ihr, wenn sie nur geradeaus derselben folgte, entscheidenden Erfolg sicherte, erschien sie nicht auf dem Schachtfeld: Moltke sagt: „Entscheidend hätte jetzt um 5 Uhr die XIII. Division eingreifen und dem ganzen Gefecht ein Ende machen können. Dieselbe war kaum mehr als eine Meile von Stiering entfernt. Als das Gefecht (um 1 Uhr) vernommen wurde, rückte auch wirklich die Avant-Garde um 4 Uhr nach Rossel vor. Im dortigen Waldgelände soll Geschützfeuer nicht hörbar gewesen sein; man bezog Biwak bei Völkingen, das zwar früher als Marschziel bezeichnet worden war, aber freilich zu einer Zeit, wo

die jetzt eingetretene Situation nicht vorhergesehen werden konnte." Und am Ende des Tages: „die XIII. Division rückte nicht in Forbach ein, da sie sich durch abgesessene Dragoner täuschen ließ," die sie offenbar für Fußvolk nahm. Also weder gegen den Feind war Aufklärung noch mit der Schwesterdivision Fühlung gesucht worden!

Ferner: wir sind stolz auf die Leistungen unserer Reiterei im Aufklärungs- und Vorpostendienst, und zwar mit dem besten Fug für spätere Abschnitte des Krieges: so in den Tagen vor dem Nordabmarsch der III. Armee, dann an der Loire u. s. w. Aber im Anfang des Feldzuges war es hiermit nicht ganz so herrlich bestellt: Alles muß gelernt sein: ist doch auch im dänischen Feldzug von 1864 der abziehende Feind der preußischen Reiterei zweimal aus der Fühlung entwischt. Schon nach Weißenburg heißt es S. 13: „die IV. Cavallerie-Division erreichte das Gefechtsfeld nicht mehr und die Fühlung mit dem

nach Westen ausweichenden Feind ging verloren.“ Dies scheint ohne Tadelsabsicht gesagt: denn es wird vorausgeschickt: „sie hatte auf diesem vier Meilen weiten Anmarsch durch Kreuzung mit den Infanterie-Colonnen vielfach Aufenthalt gefunden.“

Anders aber und als Rüge ist offenbar gemeint, was S. 27 über die unzureichende Verfolgung nach der Schlacht bei Wörth gesagt wird: dieses Ungenügen verschuldete, daß recht erhebliche Erfolge des blutig erkämpften Sieges, welche zweifellos geerntet werden konnten, verloren gingen: ein rasches Nachdringen würde den in Auflösung zurückfluthenden Franzosen unmöglich gemacht haben, die Vogesen zu überschreiten, auf der unzerstörten Eisenbahn unbehelligt bis nach Châlons zu entkommen und sich dort alsbald dermaßen herzustellen, daß sie wieder gen Osten den Deutschen entgegenziehen konnten. Moltke sagt: „bei der III. Armee war der aufgelöste Zustand des geschlagenen Feindes und selbst die

Richtung seines Rückzuges nicht erkannt worden. Man erwartete ihn jenseits der Vogesen zu erneutem Widerstand geordnet zu finden und . . . so wurde mit großer Vorsicht und in kurzen Tagemärschen vorgerückt. Obwohl die gerade Entfernung von Reichshofen bis zur Saar nur sechs Meilen beträgt, wurde dieser Fluß erst nach drei Tagen erreicht. Einen Feind hatte man dabei nicht vorgefunden . . . Da die III. Armee erst am 12. an der Saar anlangte, mußte der Vormarsch der I. und II. verlangsamt werden." Hier liegt ein unausgesprochener Tadel, wohl weniger gegen die Leitung dieser Armee, als gegen den ungenügenden selbstständigen Thateifer ihrer Reiterei. Wir werden in der Folge ähnliche Stellen antreffen.

Es ist nicht das schriftstellerische Verdienst Moltke's allein, welches seinem Buche das Gepräge des Dramatischen giebt; vielmehr liegt das in den Geschehnissen jener Tage selbst, welche sich mit einer Steigerung und Zuspitzung

Digitized by Google

abrollten wie wir sie nur in der Dichtung und auf der Bühne zu sehen gewohnt sind. Jedoch es gehörte eben der Blick und die Gestaltungsgabe eines Meisters dazu, dies Dramatische zu erkennen und, trotz der Spröde des Stoffes, zum vollendeten Ausdruck zu bringen.

Einzelne der großen Schlachten — so die vor Metz, dann vor Allem der höchst „dramatischen" von Sedan — sind dargestellt wie in sich geschlossene, einheitliche Kunstwerke: dann erreicht die Sprache ihren Höhepunkt, dann wird — aber nur sehr selten — bei dem Zeitwort die Form der geschichtlichen Gegenwart angewandt (das „praesens historicum"): dann versetzt der greise Verfasser den Leser in athemlose Spannung, in bebendes Erwarten und reißt ihn mit der jugendlichen Schwungkraft eines Schiller in Begeisterung dahin. Bewunderungswürdig ist die Kunst, in der, wie in einer vollendeten Schlachtballade oder Kampfschilderung im geschichtlichen Roman, das sich überstürzende Drängen der gleichzeitigen oder

Digitized by Google

doch blitzschnell sich folgenden Ereignisse zur Anschauung gebracht wird, ohne daß die Klarheit jedes einzelnen Bildes in seiner selbständigen Abhebung von dem in Raum und Zeit nächsten darunter litte. Ich kenne keinen Balladendichter oder Romanschreiber oder Schlachtenmaler, der nicht von diesem Kriegsmann lernen könnte. Ich für meinen Theil werde ihn nach dieser Richtung hin auf das Eifrigste studiren.

Ein solches Musterbild ist die Schlacht von Colombey-Nouilly (14. Aug.), S. 30 bis 34. Hervorzuheben ist auch hier wieder — im scharfen Unterschied von den Franzosen (S. 33) — der schöne Eifer aller deutschen Befehlshaber im Bereich des Gefechtsfeldes, sich gegenseitig zu unterstützen — aus selbständiger Entschließung — „denn die Art wie die Schlacht entstanden, schloß die einheitliche Leitung aus —". Die Zuflucht der nahen Veste Metz verhinderte Ausnutzung des Sieges durch unmittelbare Verfolgung: aber das werthvolle

Ergebniß des blutigen Kampfes — 5000 Todte und Verwundete, darunter 200 Offiziere, während die französische Vertheidigung nur 3600 Mann Verlust hatte — war die Unterbrechung des Abzugs Bazaine's und der Gewinn eines Tages für den Uebergang der Armee über die Mosel.

Denn darauf zielte nun Moltke's Feldherrnschaft: die „Rheinarmee" in Metz festzuhalten, ihren Abzug zu der Armee von Châlons zu verhindern, diese, welche allein noch Paris deckte, zu vernichten, und, gemäß dem von Anbeginn gefaßten Plan, sich der Hauptstadt zu bemächtigen.

In welch' wunderbarer, mehr an Dichtung als an nüchterne Geschichte gemahnender Weise jene Gedanken, vom Glück und von der Verblendung der Gegner begünstigt, sich über alles Erhoffen hinaus vollenden sollten, das konnte damals Freund und Feind nicht ahnen.

Ergreifend, jene bange Erwartung erzwingend, ist die Darstellung der furchtbaren

Digitized by Google

Schlacht von Vionville-Mars la Tour (16. Aug.), in der unter Anderm das I. Bataillon der Zweiundfünfziger und das II. der Zwanziger alle ihre Offiziere, das 24. Regiment 1000 Mann und 52 Offiziere verloren.

Man muß sie in Moltke's eigenen Worten lesen, diese Schilderungen der furchtbaren Kämpfe der Brandenburger um das brennende Flavigny (S. 36), des schönen Opfertodes der französischen Gardecürassiere bei Rezonville (S. 38): um hier das Gefecht wieder herzustellen, wirft sich dies Regiment mit großer Entschlossenheit auf die Verfolger. Der Anprall zerschellt aber an dem bis auf 250 Schritt zurückgehaltenen Schnellfeuer von zwei in Linie entwickelten Compagnieen des Regiments Nr. 52. Rechts und links daherstürmend, geräth die Reiterschar in das Feuer der nachfolgenden Infanterieabtheilungen, 243 Pferde bedecken weithin das Feld und nur die Trümmer des Regiments kehren in schleuniger Flucht zurück, verfolgt durch zwei von Flavigny

Digitized by Google

heranreitende Husarenregimenter. Eine französische Batterie vorwärts Rezonville hat kaum Zeit, einige Schüsse abzugeben, bevor sie umringt ist. Mangel an Bespannung verhindert zwar, die eroberten Geschütze mit zurückzunehmen, aber der Oberconmandirende der französischen Armee, welcher sie selbst vorgeführt hatte, schwebt minutenlang in dringender Gefahr, gefangen genommen zu werden.

Dem deutschen Leser wird es kalt vor Grauen, erkennt er die äußerste Gefahr, welche dem sieben Stunden fast allein gegen die ganze Armee Bazaine's kämpfenden III. Corps in den Nachmittagsstunden jenes heißen Augusttages drohte: Umfassung seines linken Flügels, Durchbrechung seiner Mitte durch die gewaltige Uebermacht der Franzosen!

Damals geschah es, daß gegen den im richtigen Augenblick von Marschall Canrobert mit aller Macht versuchten Vorstoß auf Vionville die Brigade von Bredow ihren rettenden Todesritt that: nur sechs Schwadronen, 800

Pferde, — Magdeburgische Cürassiere und Altmärkische Ulanen — standen zur Verfügung. Vom heftigsten Artillerie- und Infanterie-Feuer empfangen, durchreiten sie ein erstes Treffen, durchbrechen die Geschützlinie, hauen Bedienungsmannschaften und Bespannung nieder. Auch eine zweite französische Linie vermag diesen Ansturm nicht auszuhalten und selbst die entfernter stehenden französischen Batterien protzen zum Abfahren auf. Aber Siegesfreude und Ungestüm reißen die kleine Reiterschaar weiter fort und nach einer Attacke von dreitausend Schritt sieht sie sich umringt durch die von allen Seiten herbeieilende französische Cavallerie. Ein zweites Treffen ist zur Aufnahme nicht zur Stelle und nach Einzelkämpfen mit den französischen Reitern muß die Brigade sich nochmals durch die feindliche Infanterie den Weg zum Rückzug bahnen, welchen diese durch ihre Geschosse begleitet. Nur die Hälfte der Mannschaft gelangt nach Flavigny zurück: — aber die opferwillige Hingabe der beiden

Digitized by Google

tapferen Regimenter hat den Erfolg, daß die Franzosen ihren Angriff auf Vionville gänzlich einstellen: die Durchbrechung der deutschen Mitte war abgewendet.

Allein noch entläßt uns die Gefahr des Tages und die Kunst des Schlachten- und Schrift-Meisters nicht aus der fieberhaften Spannung: denn nun droht Unheil von dem (endlich) erheblich verstärkten rechten Flügel der Feinde. Die Brigade von Wedell war hier, von ihrem Marsch nach Etain ab und zu schleuniger Hilfe auf das Schlachtgefild gerufen, eingetroffen: doch ihre nur fünf Bataillone zählenden beiden Regimenter — Westfalen — stießen auf das ganze IV. Armeecorps der Franzosen! Durch das heftige Granat- und Mitrailleusen-Feuer dringen die wackeren Söhne der rothen Erde vor: aber plötzlich stehen sie vor einer vorher nicht sichtbaren tiefen Schlucht. Auch diese wird durchschritten und der jenseitige Hang erstiegen: nun aber treten sie in ein vernichtendes In-

fanteriefeuer, welches aus nächster Nähe von allen Seiten auf sie gerichtet wird. Nach dem fast alle Führer und Offiziere gefallen, gleiten die Trümmer der Bataillone in die Schlucht zurück. Dreihundert Mann haben nach einem Marsch von sechs Meilen nicht mehr die Kraft, den steilen südlichen Abhang zu erklimmen und gerathen in Gefangenschaft. Der Rest sammelt sich, um die zerschossene Fahne, welche der allein noch berittene Oberst von Cranach in seiner Hand zurückträgt. Mehr als die Hälfte der Offiziere und der Mannschaften werden vermißt. Prachtvoll ist die Schilderung des nun folgenden Reitergefechts — bei Ville sur Yvron — des größten des Feldzugs (S. 45), in welchem fünftausend Reiter im Handgemenge hin und her wogten, bis die nur zehn deutschen Schwadronen — Garde-Dragoner, Hannover-Ulanen und westfälische Cürassiere — die ungeheure Uebermacht von drei Divisionen werfen und verfolgen. Dadurch ward erzielt, daß, wie die Mitte, so nun auch der

rechte Flügel der Franzosen auf jeden weiteren Angriff verzichtete.

Der Tag neigte zu Ende, die Dämmerung war eingetreten, die Schlacht gewonnen, die Preußen standen Abends auf dem Boden, welchen die Franzosen am Morgen inne gehalten. General von Alvensleben erhält das Zeugniß, daß er an diesem Tage „eine der glänzendsten Waffenthaten des Krieges" verrichtet habe (S. 45).

Und nun ertheilt Moltke dem deutschen Obercommando einen Tadel. Jetzt war es angezeigt, den weit überlegenen Feind nicht durch erneute Angriffe herauszufordern und, wo keine Unterstützung mehr zu hoffen, den schwer erkauften Erfolg wieder in Frage zu stellen. Die Kräfte der Truppen waren erschöpft, die Munition zum großen Theil verschossen, die Pferde seit fünfzehn Stunden unter dem Sattel und ohne Futter: ein noch Abends sieben Uhr erlassener Befehl des Obercommando's ordnete jedoch ein erneutes und allgemeines

Digitized by Google

Vorgehen gegen die feindliche Stellung an. Es scheiterte unter blutigen Verlusten. Die Wortfassung schließt doch wohl vorher eingeholte Zustimmung Moltke's und hier also einen Selbsttadel aus, wie er ihn später freilich wiederholt ausspricht. Es wirkt ziemlich bitter, daß „die in Ausführung jenes Befehls vorgehende Reiterei bei bereits eingetretener Dunkelheit kaum noch ein eigentliches Angriffsziel erkennen konnte, in das lebhafteste Infanteriefeuer gerieth und sich unter namhaften Verlusten zurückziehen mußte" (S. 40).

Digitized by Google

VIII.

Hier ist es nun, daß in der großen weltgeschichtlichen und strafrechtlichen Anklage, welche die Franzosen wider Bazaine angestrengt haben, Moltke sich als Zeuge meldet.

Seine überaus vorsichtig ausgedrückte Aussage lautet: „militärisch vielleicht schuldig, politisch vielleicht entschuldbar.“ Nach Moltke's (wohl recht sachverständiger!) Ansicht konnte Bazaine, wenn er ernstlich wollte, auch nachdem er die kostbaren zwei Tage des 14. und 15. August verloren, am 16. August noch durchbrechen und den Abzug nach Verdun er-

Digitized by Google

zwingen: „warum das nicht geschah, warum er nicht angriffsweise verfuhr, ist aus rein militärischen Gründen nicht zu erklären ... Die vornehmlichste Sorge des Marschalls scheint gewesen zu sein, nicht von Metz abgedrängt zu werden. Man ist versucht anzunehmen, daß nur politische Gründe (ihn) schon an diesem Tage zu dem Entschlusse brachten, bei Metz zu verbleiben." Diese Sorge um die Behauptung von Metz führte nun aber den französischen Feldherrn zu zweifellos militärischen Fehlern, deren schonende, jedoch bestimmte Aufdeckung durch seinen großen Gegner sehr anziehend ist; so richtete Bazaine schon am 16. seinen Blick fast nur nach seinem linken (südlichen) Flügel und verstärkte diesen unablässig an Stellen, welche gar nicht angegriffen wurden (S. 38).

Der Kampf bei Vionville-Mars la Tour hatte jedem der beiden Heere 16,000 Mann gekostet: aber der Abzug der Franzosen war verhindert worden und auch in den nächsten

beiden Tagen wagte der Marſchall nicht, den Marſch nach Verdun anzutreten, nachdem der Feind ſo nah in der Flanke einer ſolchen Bewegung ſtand: er verſammelte ſeine Kräfte bei Metz in einer Stellung, die er mit Recht für nahezu unangreifbar hielt. Der deutſche Angriff auf dieſe furchtbare Stellung war — die Mordſchlacht von Gravelotte. (18. Auguſt).

Während unſere Lateiner im Heere das Wort — nachträglich — als „ſchwerer Kampf" (gravis lutta) erklären wollten, fand der gemeine Mann darin den Namen der Todesgöttin: der „grauen Lotte".

Für den Fall — der nun eintrat — daß die Franzoſen bei Metz ſtehen blieben, ward beſchloſſen, mit dem ſüdlichen (rechten) deutſchen Flügel nur ein hinhaltendes Gefecht zu führen, bis der linke (nördliche) öſtlich einſchwenken und, die Franzoſen nördlich umfaſſend, vorrücken konnte. Hierdurch trat der ſeltene Fall ein, daß beide Parteien mit ver-

kehrter Front fochten und zunächst die eigenen Verbindungen aufgaben.

Jahr und Tag darauf besuchte ich das Schlachtfeld im tiefen Frieden eines sonnigen Septembertages; aber mir schauderte, wie mir mein kundiger Führer ihn darwies, den völlig deckungslosen, langen Weg: — die Landstraße steil bergan, — und dann auf der Höhe das offene Feld, auf dem unsere wackeren Leute gegen die furchtbaren Festung-gleichen Steinwälle jener Pachthöfe anzustürmen hatten, welche aus tausenden von Schießscharten Tod und Verderben spieen!

Offen gesteht Moltke seinen Irrthum ein, die Ausdehnung der Franzosen nach Norden unterschätzt zu haben: so traf der deutsche Angriff, welcher deren nördlichen (rechten) Flügel fest halten wollte, nur auf die Mitte des Feindes. Daher verzögerte sich sehr erheblich jene Umfassung dieses nördlichen Flügels durch den linken der Deutschen (die II. Armee, vorab die Sachsen). Unter den schwersten

Digitized by Google

Verlusten, zumal durch das weittragende Chassepotgewehr — die Franzosen konnten sich vermöge dieses Vorzugs außerhalb des Feuers des Zündnadelgewehrs halten — hatte man sich überzeugt, daß der südliche (linke) Flügel des Feindes aus seiner durch Natur und Kunst unbezwingbaren Stellung nicht zu verdrängen war (S. 58). Hier ertheilt sich Moltke selbst eine Rüge: das II. Corps war spät am Abend südlich von Gravelotte eingetroffen. „Lebhaft sprach sich der Wunsch der Pommern aus, heut noch an den Feind zu gelangen. Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Armee dies Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intacte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr erwünscht sein, an diesem Abend aber hier kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen.“ Der Versuch scheiterte denn auch gar bald um der Dunkelheit willen. Die Entscheidung mußte auf dem ent-

Digitized by Google

gegengesetzten, dem nördlichen Flügel fallen: bei Saint Privat. Liest man (S. 60) die Schilderung des Angriffs der Garden auf die Stirnseite dieses burgähnlichen Hochdorfs, so sträubt sich das Haar. Was ist gegen diese eherne Prosa das Versgestammel, in welchem ich[1]) das bange Harren der erschöpften Schaaren auf das Eingreifen der Sachsen zu beschreiben versucht habe! In einer halben Stunde hatten fünf Bataillone Alle, die übrigen die Mehrzahl ihrer Offiziere eingebüßt! Ob es nicht ein Fehler war, vor dem Eingreifen der Sachsen im Norden und vor Erschütterung der Franzosen durch ergiebiges Geschützfeuer diesen Angriff des Fußvolks anzuordnen — darüber sind von Berufenen sich schroff widerstreitende Meinungen ausgesprochen worden.

Die Blutarbeit der drei großen Schlach-

---

[1]) „Saint Privat." In der Schrift zur Jubelfeier des sächsischen Königshauses. Dresden. 1890.

ten bei Metz war gethan, Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere verhütet, Bazaine in Metz festgehalten. Er sollte es nur als Gefangener verlassen.

Digitized by Google

IX.

Wir aber verlassen nun einstweilen die von der neu gebildeten Armee des Prinzen Friedrich Karl in jener Veste eingeschlossenen Franzosen und folgen der III. Armee (des Kronprinzen) und der neugebildeten Maasarmee des Kronprinzen von Sachsen auf ihren Wegen zuerst nach Westen, dann nach Norden, auf der Suche nach der Armee von Châlons des Marschalls Mac Mahon.

Es ist höchst anziehend, in Moltke's durchsichtiger Darstellung das Gewirre der Schicksalsfäden zu verfolgen, welche, von Mißverständniß, Unentschlossenheit, Halbheit des Willens, Widerspruch politischer und

Digitized by Google

militärischer Erwägungen gewoben, zuletzt Kaiser, Marschall und Heer in den Thalkessel von Sedan rettungslos verstrickten. Mac Mahon wurde von seinem richtigen Entschluß, Paris zu decken, den er gegen den Befehl der Kaiserin und des Ministerrathes aufrecht gehalten hatte, abgebracht durch die doch nur bedingt und zweideutig ausgesprochene Meldung Bazaine's, er wolle sich über St. Ménéhould nach Châlons durchschlagen.

Da beschloß Mac Mahon, seinen Waffengefährten unter keinen Umständen im Stiche zu lassen und zog, statt nach Paris, Bazaine entgegen (der nicht kam!) gen Nord-Osten und in sein Verderben! Bei dem schwankenden Hin und Her: — bald vorwärts entgegen Bazaine, bald stehen bleiben, da dieser ausbleibt, Beschluß, nun doch nach Paris umzukehren, Nöthigung durch Befehle aus Paris, gegen bessere Einsicht gleichwohl nach Nordosten zu marschiren, — könnte Einem der Marschall beinahe leid thun!

Digitized by Google

Die französische Reiterei leistete damals durchaus nicht Genügendes im Aufklärungsdienst: — ein Theil derselben befand sich in der Nachhut, ein anderer auf der in keiner Weise gefährdeten linken Flanke, während doch Aufklärung auf der rechten so dringend nothwendig gewesen wäre. — Dagegen erwarben sich gerade in jenen Tagen die deutschen Reiter durch Kühnheit und Findigkeit höchste Verdienste. Allerdings hatten sie auch Glück: so in der zweimaligen Auffangung von Generalstabsoffizieren mit wichtigsten Befehlen und Berichten. Die französischen Abtheilungen irrten wie im Nebel herum, ohne Kenntniß von den Bewegungen des ihnen so nahen Feindes, den sie für stark hielten, wo er schwach war und umgekehrt; falsche Angaben aus Paris über die Stellungen der III. Armee steigerten das Irrsal. Es war ja auch seltsam, daß damals die beiden feindlichen Heere an einander vorbeimarschirten: das französische in weitem Bogen nach Osten

Digitized by Google

auf Metz, das deutsche geradeaus nach Westen auf Paris. Moltke hebt die verderbliche Geschwätzigkeit der Pariser Zeitungen hervor, in denen man im deutschen Hauptquartier ganz gemüthlich Dinge las, von deren Geheimhaltung die Rettung Frankreichs abhing: sie brachten die in der Nationalversammlung gehaltenen Brandreden, in denen ein General, der seinen Gefährten im Stiche lasse, der Fluch des Vaterlandes genannt wurde: — daraus schloß Moltke, daß, bei der Macht der Phrase in Frankreich, der militärisch richtige Gedanke dem Lärm der Schreier und der Rücksicht auf die Stimmung in Paris werde geopfert werden. In der That trieb denn auch aus solchen Gründen der Kriegsminister Mac Mahon mit Hochdruck in sein Unheil: er zwang ihn wider des Feldherrn gute Einsicht zu dem Marsch auf Metz, indem er telegraphirte: „wenn Sie Bazaine im Stiche lassen, so bricht in Paris die Revolution aus.“ Ja, der „Temps“ brachte geradezu die alles verrathende Nach-

richt: Mac Mahon habe sich entschlossen, Bazaine zu Hilfe zu eilen.

Die Franzosen, welche erst aus Moltke's Buch selbst erfahren, wie diese grenzenlosen Unvorsichtigkeiten ihrer Zeitungen ihn besser noch als seine „Ulanen" unterrichtet haben, schelten zur Zeit (September 91) gewaltig darüber und gewiß werden sie in diesen Fehler nicht mehr verfallen; wie wir denn überhaupt nie wieder eine solche Reihe von Glücksfällen und Fehlern dieser Feinde erleben werden: es ist, wie wenn alle Götter Walhalls die hin und her geworfenen Schaaren Mac Mahons zu verderben gewetteifert hätten!

Nachdem die rheinischen Dragoner, bis in das Lager bei Châlons vorstreifend, dieses als verlassen gemeldet hatten und andere Anzeichen, ja bestimmte Meldungen auf den Abmarsch Mac Mahons gen Nordosten hinwiesen, ward am 25. August zu Bar le duc von Moltke der geniale Beschluß gefaßt, statt nach Westen

auf Paris, nach Norden zu marschiren, Mac Mahon auf der Straße nach Metz abzufangen, ihm durch die Maas-Armee den Weg nach Osten zu verlegen, zugleich ihn von Süden mit der III. Armee anzugreifen und zu vernichten oder — schon taucht diese zweite Möglichkeit auf — ihn nach Norden, nach Belgien abzudrängen, wohin ihm zu folgen war, falls, wie vorauszusehen, die belgischen Truppen zu schwach waren, die Beschreitung ihres Gebietes zu verhindern; war doch von Anfang an der Gedanke gefaßt worden, die feindlichen Heere möglichst gen Norden von den reichen Hilfsquellen im Süden abzudrängen.

Man muß in Moltke's eigenen Worten den Gedankengang verfolgen, der in jenen weltgeschichtlich entscheidenden Stunden zu Bar le duc sich in ihm vollzog. Schwer ward es dem Besonnenen, seinen wohl überlegten Plan plötzlich gegen einen neuen nicht vorbereiteten zu vertauschen. Lang und genau wog er, eh' er wagte. Aber — er wagte.

Digitized by Google

Vorsichtig genug wurde in den Vormittagsstunden des 25. — um 11 Uhr — vorerst nur eine geringe Aenderung der Marschrichtung nach Norden hin angeordnet: nach Rheims, statt nach Châlons; aber als im Laufe des Nachmittags neue bestimmtere Nachrichten einliefen, „als die Zeitungen das Geheimniß ausgeplaudert hatten," — da wurde nun, gegen Abend, da man nicht mehr zweifeln konnte an Mac Mahons Bewegungen, der Rechtsabmarsch, die Schwenkung von West nach Norden beschlossen. Moltke hatte schon Mittags seinen Plan entworfen, nach welchem für alle Fälle die Maasarmee und die Baiern in nicht allzugroßen Märschen am rechten Maasufer bei Damvillers versammelt werden konnten. Dieser Plan kam nun zur Ausführung. „Man hat im Kriege vielfach nur mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen, und das Wahrscheinlichste ist meist, daß der Gegner die richtigste Maßregel ergreift (wie im Schachspiel!) Als eine solche war

nicht anzusehen, wenn das französische Heer, Paris entblößend, längs der belgischen Grenze auf Metz marschirte. Der Zug erschien befremdlich, selbst etwas abenteuerlich — aber möglich war er doch." — Dieser Möglichkeit begegnete nun der große Schachspieler und seine geniale Voraussicht führte zu dem „Schach-Matt" von Sedan.

Für mich sind jene Tage von Bar le Duc bis nach der Schlacht bei Sedan die herrlichsten meines Lebens. Denn ich habe sie mit erlebt. —

Hier aber folgen wir dem Gang der großen Geschicke, ohne sie durch Einflechtung unserer eigenen kleinen Erlebnisse von ihrer Höhe herabzuziehen.

Anziehend sind die Fälle, in welchen Moltke den Franzosen sagt, wie sie es hätten anstellen müssen: so am 26. August, da ein kräftiger Angriffsstoß Mac Mahons nach Süden den in weiten Abständen heranrückenden, noch schwachen Gegner von seiner Zugrichtung

nach Metz würde entfernt haben; der französische Feldherr wollte aber weniger einen Angriff abwehren als einem solchen ausweichen, um unvermerkt Montmédy — den Punkt der Vereinigung mit dem Heere von Metz — zu erreichen. Allein statt der erwarteten Waffenbrüder kamen — die Deutschen. „Der schwer zu durchdringende Schleier" unserer Reiterei verbarg dem Marschall den Anmarsch seiner Feinde, welcher seinen Plan schon damals unausführbar machte.

In jenen Tagen, 27.—30. August, waren die rathlosen Schaaren Mac Mahons von allen guten Geistern verlassen: man kann die Schilderung ihres verschuldeten und unverschuldeten Mißgeschicks (S. 71—76) fast nicht ohne Mitleid mit den in ihr Verderben Tappenden lesen. Jedoch es fehlte, neben unberechenbaren Zufällen, nicht an größter Fahrlässigkeit. So unterließ die Leitung des V. Corps (General de Failly), welches den Abmarsch der beiden anderen, des VII. und XII., zu

Digitized by Google

decken hatte, jede Sicherungsmaßregel, obwohl man den Feind in großer Nähe wußte! Nicht einmal Vorposten hatten die Leichtfertigen auf den bewaldeten Höhen ausgestellt, und so konnte es geschehen, daß die Schlacht bei Beaumont (30. August) eröffnet wurde mit der vollständigen Ueberraschung des französischen Lagers — durch Artillerie! Während Offiziere und Mannschaften unten im Thalgrund im sorglosesten Treiben mit ihrer Mahlzeit beschäftigt waren, schlugen plötzlich preußische und baierische Granaten hinein. Die Spuren der ganz unbeschreiblichen Verwirrung, welche durch dies Unerhörte unter den Ueberfallenen angerichtet wurde, habe ich gleich darauf mit staunenden Augen gesehen. Die große Zahl — 3000 — der meistens unverwundeten Gefangenen, die im Stiche gelassenen 51 Geschütze und 33 Wagen mit Geschossen zeigten dem Sieger die rasch steigende innere Auflösung der Feinde.

Hier, nach dem Tage von Beaumont,

Digitized by Google

schaltet Moltke ein: „Da man alle näheren Ortschaften mit Verwundeten belegt fand, war der König nach Buzancy zurückgeritten. Wie schon in Clermont, machte sich hier die schwere Belästigung geltend, welche aus hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolg erwuchs, wenn das Hauptquartier nicht immer nach großen Städten, sondern auch einmal nach den militärisch richtigen [1]) kleinen Orten verlegt wurde. Nur mit größter Mühe gelang es, spät in der Nacht ein Unterkommen für diejenigen zu erlangen, welche für den folgenden Tag die nöthigen Befehle vorzubereiten hatten." Das war aber vor Allen der greise Feldmarschall selbst. Welche Verurtheilung des Unwesens der „vielen hohen Gäste und ihres

[1]) Eine kürzlich erschienene Schrift (von Hönig) über die Schlacht von Vionville-Mars la Tour tadelt es, daß nach derselben das Hauptquartier des Königs nach Pont à Mousson zurückverlegt ward. („Richtigen", nicht "wichtigen", hat Moltke hier geschrieben.)

Digitized by Google

Gefolges“ in dem Hauptquartier liegt in diesen knappen Worten! Zufällig habe ich Einiges von dem hier Gerügten gerade in Buzancy in dieser Nacht mit erlebt. Spät am Abend war es, als ich angegangen wurde, meine Lampe einem Beamten des königlichen Cabinets abzutreten, der bis dahin sich mit einem Stümplein Stearinkerze hatte behelfen müssen bei Abfassung wichtigster Berichte. Selbstverständlich trug ich sie sofort selbst auf seinen wackeligen Schreibtisch; alle besseren Gelasse und Geräthe waren den Begleitern eines Prinzen zugetheilt: Herr von Wilmowsky aber mußte auf einem ausgedienten Waschtisch schreiben! Und nur durch Androhung körperlicher Gewalt konnten wir den „Chef“, d. h. den Herrn Koch eines anderen Prinzen aus dem letzten verfügbaren Bett entfernen, um einen schwer verwundeten Offizier darin unterzubringen. Hoffentlich bewirken Moltke's vorwurfsschwere Worte, daß in dem nächsten Feldzug nicht so viele Ueberflüssige den Platz der-

Digitized by Google

jenigen wegnehmen, welche „die nöthigen Befehle für den folgenden Tag vorzubereiten haben".

Und welche Gedanken, welche Anordnungen beschäftigten in jener Nacht den nimmer müden Alten: keine geringeren als jene, welche die Wunder von Sedan schufen; es war bereits ins Auge gefaßt, daß die Armee von Châlons genöthigt werden könnte, auf neutrales Gebiet überzutreten, und auf diplomatischem Wege wurde die belgische Regierung aufgefordert, in diesem Falle für die Entwaffnung Sorge zu tragen, „die Truppen aber wurden angewiesen, unverzüglichenfalls die Grenze zu überschreiten, wenn dort der Gegner die Waffen nicht niederlege".

Solche Dinge wog schon in jener Nacht der vorschauende Meister, wachend in dem Häuslein dicht neben uns, während wir, erschöpft von allerdings nicht ganz geringer Anstrengung der letzten Tage und Nächte, in schwerem Schlafe lagen.

Einstweilen hatte Mac Mahon be-

schlossen, sein Heer bei Sedan zu versammeln, nicht, um dort zu schlagen, sondern um den Truppen die unabweislich gebotene kurze Rast und Versorgung mit Lebensmitteln und Schießbedarf zu gewähren. Dann sollte der Rückzug auf Paris über Mézières angetreten werden, wo eben jetzt General Vinoy mit dem neu gebildeten XIV. Corps anrückte. Aber obwohl nach der Niederlage bei Beaumont der Fluß jede Verfolgung durchaus verhindert hatte, nahm doch der Rückzug der Franzosen bald einen bedenklichen Charakter an. Die Truppen waren durch Anstrengung bei Tag und Nacht unter beständigem Regen und bei mangelhafter Verpflegung aufs Aeußerste erschöpft. Scheinbar zwecklose Hin- und Hermärsche hatten das Vertrauen auf die Führung, eine Reihe unglücklicher Gefechte die Zuversicht auf sich selbst erschüttert. Tausende von Flüchtlingen drängten, nach Brot rufend, auf den von Fuhrwerk verfahrenen Wegen vorwärts, um die kleine Festung zu erreichen,

Digitized by Google

die so unerwartet der Mittelpunkt einer großen Heeresversammlung geworden war.

Ich verweise, was die nun folgenden Geschehnisse betrifft, auf die Darstellung Moltke's selbst: sie ist von vollendeter Kunst: wahrlich: meisterhaft, wie er die Schlacht geschlagen, hat er sie hier erzählt: das durchaus Dramatische, das diesen sich zu tragischem Abschluß zuspitzenden Dingen eignet, kommt in Moltke's Schilderung zu so klarem Ausdruck, daß man ein Shakespeare'sches Königsdrama zu lesen glaubt. Welcher Gegensatz dieser Auffassung des Ganzen von dem Standpunkt des Lenkers der Schlacht, der stets den großen Zusammenhang und den Gesammtaufbau der Ereignisse im Auge hat, zu den Eindrücken des Einzelnen, der, wie ich, nur ein vom Zufall abgegrenztes Stücklein des Verlaufes zu sehen bekommt! Und doch: die Eigenart des allseitig offenen Schlachtfeldes und die unverkennbaren Absichten beider Gegner machten es bei dieser Schlacht auch

dem Nichtkrieger, wenn er auf einer der das Maasthal hier kreisförmig umgürtenden Höhen stand, leicht möglich, den Gang des Kampfes und die Bedeutung der einzelnen Bewegungen bei Freund und Feind zu erkennen. (S. meine Schilderung des selbst Erlebten, Bausteine III, Berlin 1882, die Schlachten von Beaumont und Sedan [S. 339—391] und in dem Gedicht die „Schlacht bei Sedan", Gedichte, zweite Sammlung, 3. Aufl., Leipzig 1883, S. 357), von der mir Freund Scheffel schrieb: „Man spürt darin den Staub und das Blut des Schlachtfeldes an den Fersen und an den Versen."

Lebhaft erfreut mich, daß Moltke (S. 98) der sinnwidrigen Unsitte entgegentritt, die sich in Deutschland eingenistet hat, den Sedantag am 2. September zu feiern, während doch der Sieg am Nachmittag des 1. entschieden war und am 2. nicht ein Schuß mehr fiel. Ganz grundlos ist die „Begründung" des Mißgriffs dadurch, daß die Frucht des Sieges:

Digitized by Google

die Waffenstreckung von Heer und Festung, erst am 2. gepflückt worden sei; auch das ist widergeschichtlich: schon am Abend des 1. stand die Ergebung der Besiegten, standen auch die Bedingungen der Uebergabe fest; am 2. September und im Verlauf der folgenden Tage fand nur die Vollziehung des Vertrages statt. Die Verkehrtheit ist so arg, wie wenn man einen Schachsieg am 2. September feiern wollte, weil das Spiel zwar am 1. entschieden war, aber die Figuren erst am 2. in die Schachtel gelegt wurden. Es ist eben so verkehrt, wie die beharrliche Bezeichnung des verstorbenen Kaisers Friedrich als Kaiser Friedrich III., während er doch als Kaiser Friedrich I., nur als König (von Preußen) Friedrich III. heißen muß. Besonders gelehrt und scharfsinnig sind jene Vertheidiger des Irrthums, welche sich auf die gleichnamigen Vorgänger im alten Reich berufen, während doch erstens glücklicherweise unser Reich nicht eine Fortsetzung des „heiligen römischen

Digitized by Google

Reiches deutscher Nation" ist (sonst müßten wir in aller Geschwindigkeit dem heiligen Vater den Kirchenstaat wieder erobern!) und zweitens in solchem Falle der Verstorbene als Nachfolger der „kaiserlichen Schlafmütze" Friedrich III. Friedrich IV. heißen müßte! Aber da kann man lange reden. Zum größten Glück heißt unser dermaliger Beherrscher zugleich als Kaiser und König Wilhelm II.

Schwer wiegende Worte spricht Moltke (S. 97) über die den Besiegten von Sedan auferlegten Bedingungen: „man mußte sich sagen, daß man einem mächtigen Feinde wie Frankreich gegenüber die gewonnenen Vortheile nicht aus der Hand geben dürfe. Hatten die Franzosen schon den Sieg deutscher Waffen über Nicht-Franzosen (bei Sadowa) als Beleidigung empfunden, so konnte keine unzeitige Großmuth sie die eigene vergessen machen." Genau dasselbe gilt von dem Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen: Es

Digitized by Google

ist eitel Selbsttäuschung, wenn Franzosen und — viel schlimmer! — wenn gewisse „Auch-Deutsche" betheuern, „hätte man nach Sedan Frieden geschlossen und sich mit Entschädigung für die Kriegskosten begnügt, die Franzosen würden solche Großmuth mit Dankbarkeit vergolten haben, das Verlangen nach Rache wäre nicht geweckt, die Freundschaft der beiden großen Bildungsvölker alsbald hergestellt worden."

Lieber Gott, welche Thorheit! Wie glimpflich hat man 1815 — schon um die Bourbons nicht unmöglich zu machen — das niedergeworfene Frankreich behandelt! Man verzichtete damals — zum heißen Zorn des Freiherrn von Stein! — auf die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen: — und was war der Dank und die Folge? Das Geschrei — Revanche pour Waterloo — ganz ebenso wie die Revanche pour Sadowa verlangt wurde. Gewiß ist die Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen tief be-

klagenswerth: nicht nur wegen der fast unertragbaren Waffenrüstung, welche sie uns aufzwingt, ebenso weil beide große, reich begabte Völker sich so vortrefflich ergänzen und dem germanischen Blut in den Franzosen die Franken und Alamannen des Deutschen Reiches doch näher stehen als die Baschkiren und Tschetschenzen des Zars: aber wahrlich, nicht die Deutschen tragen an jener Feindschaft Schuld. Hätten wir nur Geld gefordert: — die Wuth über die Niederlage wäre die gleiche gewesen.

Wenn sie nun doch wüthen, sollen sie wenigstens nicht in Straßburg und Metz wüthen, sondern weiter westlich. Uebrigens ist ein gut Stück dieser Wuth erst ziemlich spät nach dem Frankfurter Frieden durch die Patriotenliga des Monsieur Déroulède künstlich entfacht worden: als ich in den Jahren 76 und 77 wochenlang in Paris, Le Havre, Südfrankreich weilte und reiste, ist mir nie das Mindeste von jenen Ungezogenheiten zu-

Digitized by Google

gestoßen, welche seit 1878 etwa den Deutschen den Aufenthalt in Frankreich verleideten, so daß Herr Pindter die Franzosen sogar ein „wildes Volk" nannte, was doch vielleicht zu lebhaft im Ausdruck ist.

„Ihr hättet sollen Frieden schließen nach „Sedan": — sagen heute noch viele Leute in der Schweiz, in Holland, in Belgien, in England, und in Italien wurde damals der alte Garibaldi ganz rappelig, blos weil Frankreich seit dem 5. September „Republik" war, während das unglückliche Preußen unter dem Joche des Königthums schmachtete. Der Mann, dem sie in seiner geraubten (nicht, wie Elsaß-Lothringen, wieder gewonnenen) Vaterstadt Nizza jetzt ein Denkmal gesetzt haben, glühender Vaterlandsfreund und „Freiheit"-Schwärmer, war ein tapferer Haudegen, ein von Moltke nicht stark gefürchteter Feldherr, und das Gegentheil eines Staatsmannes.

„Frieden schließen nach Sedan": darf ich fragen: mit wem? Mit dem als kriegs-

Digitized by Google

gefangen handlungsunfreien Kaiser? Mit der Kaiserin-Regentin, die noch vier Tage — dem Namen nach — herrschte? Mit der Regierung der nationalen Vertheidigung, d. h. den Herren Anwälten und anderen redegewaltigen Rednern, welche am 5. September sich selbst die Vollmacht ertheilt hatten, Frankreich zu vertreten? Hätten die Sieger, Gewehr bei Fuß, bei Sedan Halt machen und abwarten sollen, wer — nach einiger Zeit — als der thatsächliche Herr von Frankreich sich herausstellen und dann über die Deutschen herfallen würde? Zogen die Deutschen nicht auf Paris, so brachen die Commune-Gräuel schon im September aus statt im Mai und dann standen nicht in den Forts von Paris jene „Barbaren", welche das Alleräußerste verhindern und den Wiederherstellern der Ordnung recht erhebliche Hilfe leisten konnten.

Digitized by Google

X.

Kehren wir zu Moltke zurück.

Er wendet sich von Sedan nach Metz. Von hier aus hatte Marschall Bazaine am 20. und am 23. August Mac Mahon und dem Kaiser nur vorsichtig bedingt den Aufbruch zur Vereinigung mit dem Heer von Châlons in Aussicht gestellt: „wenn ich meinen Marsch überhaupt antreten kann," „wenn die Nachricht von erheblicher Verminderung des Einschließungsheeres sich bestätigen sollte." Wirklich ward schon am 26. August ein Durchbruchversuch in's Werk gesetzt, aber sofort wieder aufgegeben: hier wirkten eben nicht kriegerische, sondern politische

Digitized by Google

Gründe, und es ist höchst anziehend, Moltke über diese Dinge zu vernehmen. So zuwider ihm staatskünstelnde Generale sind — aus guten Gründen, welche in reicher Auswahl von den persischen Satrapen, den römischen Prätorianer-Führern und den spanischen und amerikanischen Pronunciamento-Helden hergenommen werden können — der Feldherr ist gerecht genug, den ganz außerordentlichen Umständen Rechnung zu tragen, unter denen Bazaine damals zu handeln hatte.

Anstatt nach gelungener Zurückdrängung der vordersten deutschen Aufstellungen zum allgemeinen Angriff zu schreiten — versammelte der Marschall — schon vor 4 Uhr Nachmittag! — sämmtliche Corpsführer zu einer Besprechung in Grimont.

Der Commandant von Metz machte geltend, daß die vorhandenen Großgeschoße nur für Eine Schlacht ausreichten, nach Verbrauch derselben werde die Armee sich wehrlos zwischen den feindlichen Heeren befinden: auch

Digitized by Google

sei die Festung noch nicht genügend in Vertheidigungsstand gesetzt und könne einer Belagerung nicht widerstehen, wenn der Platz von der Armee verlassen werde. Dies Alles hätte man freilich schon in Metz übersehen können, oder vielmehr: man mußte es wissen, bevor man von dort abrückte. Ganz besonders aber wurde betont: „daß die Erhaltung der Armee der beste Dienst sei, welchen man dem Lande erweisen könne, wichtig besonders, wenn Friedensunterhandlungen angeknüpft werden sollten.“ Sämmtliche Generale sprachen sich gegen die Fortsetzung der eingeleiteten Bewegung aus, und der Oberfeldherr, welcher sich jeder Meinungsäußerung enthalten, ertheilte um 4 Uhr den Befehl zum Rückmarsch.

Die ganze Unternehmung am 26. August kann nur als ein Parademanöver angesehen werden. Dem Kriegsminister meldete der Marschall, daß es aus Mangel an Artilleriemunition „unmöglich“ sei, die Linien des Gegners zu durchbrechen, wenn nicht Angriffs-

Digitized by Google

bewegungen von außen her „den Gegner zum Rückzuge zwängen.“ Dringend wurden Nachrichten aus Paris über „die Stimmung im Volke“ erbeten.

Es ist also zweifellos, daß Marschall Bazaine nicht blos nach kriegerischen Rücksichten gehandelt hat: aber es fragt sich, ob er bei der in Frankreich eingetretenen Verwirrung anders handeln konnte. Aus dem eben erwähnten Briefwechsel, wie schon aus seinem Verhalten in den Schlachten von Metz geht eine entschiedene Abneigung hervor, sich von diesem Platz zu trennen. Unter seinen Mauern vermochte er eine bedeutende Heeresmacht bis zum gegebenen Augenblick ungeschwächt zu bewahren. An der Spitze der einzigen noch nicht zertrümmerten Armee Frankreichs konnte ihm eine Machtstellung zufallen wie keinem Anderen im Lande. Freilich mußte diese Armee erst von dem Banne befreit sein, welcher sie zur Zeit gefesselt hielt. Der gewaltsame Durchbruch hätte sie, selbst

Digitized by Google

wenn er gelang, erheblich geschwächt, und ganz undenkbar war es nicht, daß der Marschall als stärkste Autorität im Lande einen Preis werde bieten können, welcher den Gegner bestimmte, den Abzug zu gestatten. Denn wenn es endlich zum Friedensschlusse kam, mußte man auf deutscher Seite fragen: „wo ist in Frankreich die Macht, mit welcher, nach Zusammensturz des Kaiserreiches, verhandelt werden kann, und welche in ihrer Stärke die Bürgschaft dafür leistet, daß übernommene Verpflichtungen auch gehalten werden?“ Daß der Marschall, wenn seine Pläne zur Ausführung gelangt wären, anders als zum Heile Frankreichs gehandelt haben würde, ist weder bewiesen noch vorauszusetzen.

Bald aber trat in Paris eine Anzahl von Männern zusammen, welche, ohne die Nation zu befragen, aus eigenem Auftrag sich als die Regierung des Landes hinstellten und die Leitung seiner Angelegenheiten in die Hand nahmen. Diesen gegenüber freilich konnte der

Digitized by Google

Marschall, gestützt auf seine Armee, rivalisirend, ja sogar feindlich auftreten, er konnte, — und das war in den Augen der Pariser Regierung ein Verbrechen, — die Autorität des Kaisers, dem er Treue geschworen, wieder herstellen. Ob er dadurch dem Lande nicht längere Leiden und größere Opfer erspart hätte, mag dahingestellt bleiben. Wenn man ihn aber nachmals des Verrathes beschuldigte, so geschah dies wohl, weil die nationale Eitelkeit der Franzosen durchaus eines „Verräthers" bedarf, um erklärlich zu machen, daß sie unterliegen konnten.

Gewiß trifft dieses wohl abgewogene Urtheil über den „Sündenbock" das Richtige. Nachdem dieser einige Tage später erkannt haben mochte, daß ihm die Freilassung durch Verhandlungen nicht erreichbar sein werde, beschloß er nunmehr doch, sich mit den Waffen Bahn zu brechen: dieser Versuch führte zu der Schlacht bei Noisseville am 31. August, dem Tage, an welchem

Digitized by Google

das entgegenziehende Heer Mac Mahons seinen östlichsten Punkt — Stenay — erreichte, „freilich unter bedenklichsten Verhältnissen.“ Moltke rechtfertigt die vielfach gescholtene Verlegung dieses Versuches auf das rechte Moselufer, während er die Wahl des Weges — nach Norden — längs der belgischen Grenze als die des gefährlicheren und schwierigeren bezeichnet. Der Durchbruch scheiterte: der Aufmarsch der Franzosen verzögerte sich an diesem Tage noch mehr als am 26.; die deutsche Heerführung errieth, unerachtet der Scheinbewegungen gen Osten, von Anfang die Absicht nach Norden abzuziehen und baute vor: obwohl am späten Abend die Franzosen in eine Lücke der deutschen Stellung eingedrungen waren, vermochten sie doch am folgenden Tage, 147000 Mann stark, nicht die 36000 Preußen zu überwältigen: am Mittag des 1. Septembers kehrten sie in die nunmehr ziemlich hoffnungslose Gefangenhaltung nach Metz zurück, an

demſelben Tage und in derſelben Stunde, da ſich die Vernichtung des andern Heeres bei Sedan vollzog. „Entſchieden war ohne Zweifel ſchon jetzt nach zweimonatlicher Dauer der Feldzug, wenn zwar keineswegs beendigt.“

Es folgte der Regierungswechſel in Paris. Sehr bezeichnend ſind die Bemerkungen Moltkes hierzu: es widert ihn offenbar an daß, als „eindringende Volkshaufen die Berathungen des geſetzgebenden Körpers abkürzen, indem ſie die Republik ausrufen, irgend ein Widerſtand von den bisherigen Machthabern nicht geleiſtet wird, obwohl die Truppen in den Kaſernen bereit ſtehen.“ (S. 112). Die Kaiſerin-Regentin flieht; die von General Trochu und einigen Abgeordneten gebildete Regierung der nationalen Vertheidigung und des Kampfes, jeder rechtmäßigen Grundlage entbehrend, bedurfte nothwendig der Erfolge; ſie konnte wenig geneigt ſein, den Kampf friedlich zu beenden; ſie verkündete denn die guerre à outrance.

Digitized by Google

XI.

Wie der „Berufssoldat“ Moltke die nun folgenden Dinge beurtheilt, das macht seiner Gerechtigkeit und Sachlichkeit bei seinem starken Widerwillen gegen diese ganze liebhaberhafte Kriegsleitung durch Nicht-Krieger und bei seiner Kenntniß des Ausgangs höchste Ehre. Er erkennt an: das an Hilfsmitteln so reiche Frankreich war noch nichts weniger als wehrlos. Abgesehen von dem Corps des Generals Vinoy (das durch schwere Versehen der Deutschen aus der Nähe von Sedan nach Paris entkommen war) bestand noch die Territorialarmee aus ca. 470 000 Mann, Dank der umsichtigen nur zu früh unterbrochenen

Reorganisation des Marschalls Niel. „Aus der Vervollständigung der Bewaffnung machten die Werkstätten des neutralen Englands bereitwillig ein Geschäft“: — wie könnte man treffender die business-like Behandlung des großen Kampfes durch unsere angelsächsischen Vettern kennzeichnen! — die große Vaterlandsliebe der Nation konnte mit solchen Streitmitteln — eine Million Männer ohne Franctireurs und Freischaren, 2000 Geschütze, 400000 Chassepots — langen Widerstand leisten, wenn ein kräftiger Wille sie in Thätigkeit setzte.

Und ein solcher fand sich in der Person Gambetta's.

„Als Kriegsminister fiel ihm nach dem in Frankreich geltenden System zugleich die Leitung der Operationen zu und freilich durfte er den Oberbefehl nicht aus der Hand geben. Denn in der Republik wäre ein energischer General an der Spitze des Heeres alsbald an seiner Statt Dictator geworden.“

Digitized by Google

In diesen verhaltenen Worten stecken die schärfsten Verwerfungen jenes „Systems" und der republikanischen Verfassung: denn alsbald führt Moltke das schwere nun folgende Unheil Frankreichs auf diese Gründe zurück.

„Unter ihm amtete — gewissermaßen als Chef des Generalstabs — ein zweiter Nicht-Militair, Herr de Freycinet, und ihre nachdrückliche, aber dilettantische Befehlsführung (welch treffliche Ausdrucksweise!) ist Frankreich theuer zu stehen gekommen. Mit seltener Thatkraft und unerschütterlicher Beharrlichkeit wußte Gambetta die ganze Bevölkerung des Landes zu bewaffnen, nicht aber, die in's Leben gerufenen Schaaren nach einheitlichem Plane zu lenken. Ohne ihnen Zeit zu lassen, sich zu kriegstüchtigen Truppen heranzubilden, schickte er sie, mangelhaft ausgerüstet, mit rücksichtsloser Härte in unzusammenhängende Unternehmungen gegen den Feind, an dessen fester Fügung ihre Tapferkeit und ihre Hingebung zerschellen mußten. Er verlängerte

den Kampf mit allen Opfern auf beiden Seiten, ohne das Schicksal zu Gunsten Frankreichs zu wenden."

Welch schöne Anerkennung auch des grundsätzlich bekämpften Nicht-Militairs und der Tapferkeit und Hingebung „der armen Moblots" und Landsturm-Aufgebote! Sollte es in Deutschland noch immer Milizschwärmer geben, welche uns rathen möchten, in der Mitte von Franzosen und Russen unsern „Militarismus" aufzugeben und uns auf Volkswehren zu verlassen, denen man im Fall eines Angriffs ein Gewehr in die Hand legt: — vielleicht macht sie doch stutzig das Wort Moltke's „von dem festen Gefüge," an welchem Uebermacht und bester Wille „zerschellen".

Moltke war also (nach S. 112) der Ueberzeugung, nach Gefangennahme des einen und Einschließung des andern kaiserlichen Heeres war der Feldzug ohne Zweifel entschieden, Alles, was Gambetta und die nationale Vertheidigung noch an Widerstand leisten

Digitized by Google

konnten, unter allen Umständen hoffnungslos und nur geeignet, Frankreichs Schädigung im Krieg und die Forderungen der unabwendbaren Sieger bei dem Friedensschluß zu steigern.

Fern sei es, die durch den Erfolg gerechtfertigte Ansicht des großen Feldherrn anzuzweifeln: hat er doch auch ausdrücklich die weit verbreitete Erzählung als „Legende" bezeichnet, die Entsatzversuche Gambetta's und die Durchbruchversuche der in Paris Belagerten in ihrem Zusammenwirken hätten wenigstens Einmal das große Hauptquartier in solche Besorgnisse gedrängt, daß es beinahe Versailles habe räumen wollen, daß für alle Fälle bereits die Koffer gepackt gewesen seien, er sagt stolz (S. 215): „es ist Niemand auch nur in den Sinn gekommen, der Armee ein so übles Beispiel zu geben."

Indessen man wird doch Gambetta nicht von vornherein darum verurtheilen dürfen, daß er bei den noch Anfang September zur

Verfügung stehenden, von Moltke selbst aufgezählten Kampfmitteln die Fortsetzung des Widerstandes beschloß, die Hoffnung auf Erfolg nicht aufgab. Es ist schön, an der Rettung des Vaterlandes nicht zu verzweifeln. Mußte Gambetta am 5. September so urtheilen, wie Moltke nach dem Frankfurter Frieden urtheilen konnte?

Unser großer Feldherr sagt uns nicht, ob er selbst damals schon dachte, wie er — nach dem Ausgang — schrieb!

Und es ist auch etwas Schönes um das Vaterlandsgefühl dieser so viel verurtheilten Franzosen, es ist etwas Großes, daß „Turbidus Gambetta“ [1]) die Millionen zu solchem

---

[1]) „Novas vires colligit,
Prisca falconetta
Ex castellis protrahit,
Coelum, terram concutit
Turbidus Gambetta.
Undique arripitur
Gallia proterva:

Widerstand fortreißen konnte, — der noch fast fünf Monate hindurch den Deutschen herzlich schwere Arbeit machte. War es eine Thorheit, so war es eine edle und schöne: sie war der Ausdruck einer Vaterlandsliebe, wie sie den Franzosen in bewunderungs-, in nachahmungs- — beinahe hätte ich geschrieben: in beneidenswerthem Maß eignet.

Dank ihrem lebhaften Empfinden überhaupt, Dank dem vererbten Nationalstolz von Kelten, Romanen und Franken, Dank einem Glück, welches sie vor uns voraus haben: nämlich, daß sie schon seit dem XVI. Jahrhundert ein stolzes Statsbewußtsein hegen durften, während den Deutschen Statsbewußtsein und Nationalstolz schon seit dem Untergang der Staufer mit untergehen

---

Gelu, telis plectitur,
Plectitur nec flectitur
Nobilis caterva."

Felix Dahn, de Aureliani expugnatione Balladen und Lieder. Leipzig 1878 Seite 345.

mußte und ein preußisches doch kaum vor Friedrich dem Großen entstehen konnte. Wohl dem Volk, dem ein alteingewurzelter Stolz auf seinen Stat die Seele stählt!

Ein solches Gefühl kann bei uns in Gesammt-Deutschland sich erst seit 1870 wieder allmählich ausbilden.

Diese und ähnliche Gedanken führte ich vor Jahren einmal in Königsberg aus in einer Vorlesung über Reichsverfassungsrecht. Ich bemerkte, daß ein junger Mann, der erst seit einigen Tagen auf der ersten Bank saß und sich durch reiferes Alter, durch Haltung und Kleidung von meinen lieben ostpreußischen Studenten unverkennbar abhob, — ich hielt ihn für einen Russen, deren gar Manche auf der Durchreise bei mir zuweilen gasteten — bei diesen Ausführungen plötzlich in lebhafte Erregung gerieth. Als ich aber sagte: „und wir wollen nur wünschen, meine Herren, daß, wenn jemals das Deutsche Reich das Unheil träfe, seine Heere vernichtet und den Feind

sieghaft im Herzen des Landes zu sehen, daß alsdann unser Volk in gleicher Weise, in edelster Aufwallung der Vaterlandsliebe, an Selbsthilfe Gleiches vermöge, wie die Franzosen seit September 70", — da sprang der Fremdling auf und eilte aus dem Saal.

Bald darauf schlug die Uhr den Schluß der Vorlesung; als ich auf den Gang trat, eilte mir der Fremde entgegen, drückte mir in hoher Erregung die Hand und sprach unter Thränen: „Sie konnten nicht wissen, daß Sie vor einem französischen Offizier sprachen. Ich danke Ihnen! Ich werde es in meinem Vaterland erzählen, wie gerecht, wie schön ein preußischer Professor über uns Franzosen urtheilt." (Meunier hieß er und war Genie-Offizier). Der steife, staubige, trockene Beruf von uns Schulmeistern entbehrt der im Augenblick sichtbaren Erfolge, der glänzenden, aufregenden Augenblicke: hier hatte der Zufall einmal eine fast dramatische Wirkung herbeigezaubert.

Digitized by Google

XII.

Man schreibt Moltke das Wort dazu, die vertrauende Begeisterung für die deutsche Führung im französischen Kriege sei ein so werthvolles Gut, daß man nicht durch Aufdeckung ihrer Fehler jene Zuversicht erschüttern dürfe. Sehr unwahrscheinlich, daß Moltke so gesprochen: denn er hat im entgegengesetzten Sinne gehandelt, indem er in diesem Buche gar manches Versehen unserer Heerführer rücksichtslos klarlegt: daß dies in knappen Worten, nicht in ausführlichen Vorwürfen geschieht — oft nur in schonungsloser Darstellung der Vorgänge — macht die Verurtheilung nicht minder streng. Jene, Ver-

Digitized by Google

tuschungen würden nicht nur die Pflicht des Geschichtsschreibers schwer verletzen, — sie würden auch das Gegentheil von erzieherischer Wirkung auf den Nachwuchs unserer Anführer herbeiführen: sich in allüberlegener Unfehlbarkeit zu wiegen, war in Preußen Unsitte geworden nach dem Tode Friedrichs des Großen: der Tag von Jena und was darauf folgte, lehrten, wohin das führt. —

Eine der schärfsten Rügen gegen einzelne unserer Führer enthält die Erzählung des Entkommens des kraftvollen und klugen Generals Vinoy aus dem Verderben zu Sedan nach Paris, wo seine Scharen mit den Marinetruppen sich als der werthvollste Theil der Vertheidiger hervorthaten. Das Entrinnen Vinoy's, in dem Generalstabswerk nur kurz und mit höchster Schonung berichtet, bildet bei Moltke — bedeutungsvoll genug! — einen besonderen Abschnitt: er sagt S. 115: „nicht eben leicht konnte dies gelingen: denn das preußische IV. Corps, welches an der Schlacht von Sedan

keinen Theil genommen hatte, stand in Attigny: so, daß es bis Laon hin der Entfernung nach jede Rückzugslinie des Gegners früher als dieser oder gleichzeitig mit ihm zu erreichen vermochte . . . Nicht unbemerkt und nicht ungehindert hätte dieser Marsch des Gegners Angesichts zweier Cavallerie-Divisionen (!) bleiben dürfen: aber freilich waren diese im ungünstigsten Augenblick abberufen worden." Das sind Worte wie Keulenschläge auf den Helm.

Nur noch einmal wird mit gleicher Schwere ein Vorwurf — obzwar abermals in durchsichtiger Verhüllung — auf die Häupter deutscher Führer gelegt (s. unten den Feldzug des Großherzogs von Mecklenburg an der Loire).

Die Verzögerung der Beschießung von Paris ist damals in Deutschland vielfach besprochen und gescholten worden und neuerdings haben Veröffentlichungen aus „Briefen des Kriegsministers von Roon" wieder zu

Digitized by Google

allerlei Erörterungen der Gründe solcher Hinausschiebung geführt. Man meinte in Deutschland, der Einfluß des Mitleids hoher Frauen zu Berlin und London habe dabei mitgewirkt. Moltke erhielt mehrfach den Vers zugeschickt:

„Lieber Moltke, gehst so stumm
Immer um das Ding herum:
Lieber Moltke, mach: Bumm, Bumm!"

Er führt nun überzeugend aus (S. 121), daß lediglich die Schwierigkeit, Geschütze und Schießbedarf in ausreichender Menge heranzuführen, die lange Verzögerung verursachte. Denn selbstverständlich würde eine unzulängliche Beschießung aus nur wenigen Batterien oder eine wegen Mangels an Geschossen bald wieder eingestellte, bei der Sinnesart der Pariser lediglich geschadet haben. Eine echt alt-baierische Antwort gab übrigens nach Beginn der Beschießung ein wackerer baierischer Artillerieoffizier: es erschien ein Parlamentair und forderte die Baiern auf, sie sollten doch gefälligst das Feuer nur auf die Forts richten,

nicht aber ihre Geschosse bis in die Stadt hinein schleudern: der biedere Niederbaier ließ sich die Wünsche des lebhaft mit Händen und Füßen Zappelnden in sein geliebtes Deutsch übersetzen und erwiderte seinem Dollmetsch: „So? Weiter nix? Sag'ns eam: mir san Baiern und schiaſſn so weit als langt."

Man hat — nachträglich! — die Meinung aufgestellt, die Bestürzung, welche am 19. Sept., dem Tage der Einschließung von Paris, die Flucht des XIV. Corps vor den Baiern und Preußen in der Stadt verbreitete, und die sogar bereits die Besetzung des gefährdet geglaubten Hauptwalles durch eine von Vincennes herbeigerufene Division bewirkte, hätte es ermöglicht, sich schon an diesem Tag eines der Forts (durch Eindringen mit dem Feinde zugleich) zu bemächtigen und so die ganze Einschließung wesentlich abzukürzen. „Aber" — erinnert hiergegen Moltke (S. 126)" — „die Forts brauchten die Thore den Flüchtlingen nicht zu öffnen, welchen ja die von Paris

offen ſtanden. Ein Erklettern der 18 Fuß hohen Futtermauern konnte niemals ohne beſondere Vorbereitungen gelingen. Dergleichen Wagniſſe ſind überhaupt nicht von oben her zu befehlen, ſondern können nur unter Benutzung des Augenblickes von den Nächſtſtehenden verſucht werden.“ Man wollte aus dieſen Worten einen Vorwurf für dieſe „Nächſtſtehenden“, d. h. die Befehlshaber der deutſchen Verfolger heraushören: ſehr mit Unrecht! Denn „beſondere Vorbereitungen“ konnten im Augenblick der Verfolgung doch nicht getroffen werden: — ohne ſolche wird aber das Gelingen für unmöglich erklärt und der ſchwerwiegende Schlußſatz beigefügt: „hier hätte das vorausſichtliche Mißlingen den wichtigen Erfolg des Tages wieder in Frage geſtellt.“

Es begann nun alſo jene merkwürdige Einſchließung von über 300 000 Mann (— Soldaten! —) und von 2 Millionen Menſchen durch — 150 000 Deutſche. — In vier Monaten gelang es dieſer Uebermacht nicht,

Digitized by Google

den Kettengürtel zu durchbrechen, dessen einzelne Ringe nur so locker gefügt waren. Aber freilich: diese Thatsachen lehren abermals eindringlich, wie werthlos ein Mann ist, dem man hastig ein Gewehr in die Hand legt: er wird dadurch noch lange kein Soldat. Und die „moblots“ — von denen 400 unter Zurücklassung ihres Gepäckes bei „dem bloßen Anrücken des Feindes entfliehen“ (S. 139) aus einem Dorf mit Steinhäusern, waren nicht ebenbürtige Gegner; die große Zahl der unverwundeten Gefangenen (S. 140) wird immer wieder hervorgehoben: sie spricht beredt.

Die sparsam eingestreuten Körnlein zurückhaltenden Humors wirken durch so maßvolle Verwendung besonders eindringsam: so wenn es S. 139 heißt: „den Baiern zog in ihrer stark ausgesetzten Stellung auf dem Moulin de la Tour jeder Besuch eines Vorgesetzten eine lebhafte Kanonade zu.“ Oder wenn von den Belagerten gesagt wird S. 140: „man schoß mit dem schwersten Kaliber auf

die kleinsten Gegenstände. Es war eine Munitionsverschwendung, als ob es darauf ankäme, mit den vorhandenen Beständen aufzuräumen ... Abgesehen von diesem Lärm, an den man sich bald gewöhnte, konnte man in Versailles glauben, im tiefsten Frieden zu leben."

Digitized by Google

XIII.

In der Würdigung des Treffens bei Orléans vom 11. October erfreut die schön abwägende Zubilligung des Lobes an Freund und Feind: von den Offizieren des I. baierischen Regimentes wird gerühmt, daß sie sämmtlich an die Spitze ihrer Truppen traten, als am Eingangsthor der Stadt ein lebhaftes Feuer den Verfolgern entgegenschlug, und so auf den Marktplatz eindrangen. „Der unter sehr schweren Verhältnissen errungene Sieg beseitigte jede Beunruhigung des Einschließungsheeres."

Von den Franzosen aber wird gesagt:

Digitized by Google

„im freien Felde, wo es auf geschickte Leitung der Massen ankommt, waren sie Tags zuvor (Gefecht bei Artenay, 10. October) bald unterlegen, im Häuserkampf dagegen bedarf es nur des beharrlichen Muthes der Vertheidiger und dieser fehlte auch den eben erst neugeschaffenen französischen Heerestheilen nicht" S. 146: das Lob wiegt um so schwerer, je geringer im Ganzen sonst Moltke die rasch aufgebotenen ungeschulten Massen werthet.

Scharf trifft dagegen des Feldherrn Verwerfung Maßregeln der Belagerten in Paris, welche, ohne militärische Berechtigung, ohne Aussicht auf Erfolg, der gefürchteten „öffentlichen Meinung" und den wachsenden Umtrieben der Parteien gegenüber „mehr von dem Drang, nur überhaupt etwas zu thun (!), eingegeben wurden, als daß es mit dem weit aussehenden Plan (eines Durchbruchs) wirklich Ernst gewesen wäre."

Gegen den Versuch des Durchbruchs

ſprach vor Allem die Schwierigkeit, falls er wirklich geglückt wäre, jenſeit der Deutſchen und verfolgt von ihnen, weiter zu gelangen. Die meilenlangen Wagenzüge, welche zur Ernährung eines Heeres unentbehrlich ſind, mit durchzubringen, konnte man unmöglich hoffen. Nach Aufzehrung der Nahrungsmittel für drei Tage, welche die Truppen tragen konnten, hätte man, um vom Lande zu leben, ſich ausbreiten müſſen: das war aber unmöglich, da ja die Deutſchen den Abziehenden auf der Ferſe nachgedrängt hätten.

„Ueberhaupt" — ſagt Moltke ſchlagend — „ſieht man nicht recht, welchen Zweck es haben ſollte, die Streitkräfte von Paris wegzuziehen, welche zum Schutze der Hauptſtadt verſammelt worden waren. Ein Erfolg war immer nur abzuſehen, wenn eine Armee von Außen ſo nahe herangerückt war, daß ſie der aus dem Platz heraustretenden unmittelbar die Hand reichen konnte."

Die Wahl militäriſch verfehlter Schritte

Digitized by Google

um der „öffentlichen Meinung“, um des Parteiengetriebes willen fordert stets am Schärfsten den Widerwillen, die Verachtung des alten Kriegsmannes heraus.

Wie schön wirkt die edle selbstverleugnende Wahrhaftigkeit, mit welcher der Oberfeldherr seine eigenen Irrthümer aufdeckt, um den Unterführern voll gerecht zu werden! Nachdem (S. 160) dem Führer des XIV. Corps bei dem Feldzug im Südosten, dem General von Werder, ganz leise vorgehalten worden, daß er die Verfolgung der am 11. October bei Bruyères zurückgetriebenen Franzosen „wohl etwas zu frühzeitig“ aufgegeben habe (andernfalls würde er entdeckt haben, daß immerhin noch vor Besançon der Feind Widerstand zu bieten den Willen und die Macht habe) — wird gleich darauf (S 169) anerkannt, „daß die Lage des Generals schwieriger war, als man sie in Versailles (d. h. eben Moltke selbst) ansah.“ Daher enthielten die neuen Anweisungen, welche aus Versailles

dem vielfach Bedrohten zugegangen waren, Anforderungen, welche die Kräfte des Corps überstiegen: „selbst offensives Vorgehen gegen Châlons und Dôle wurde gefordert!“ Wie wohlthätig berührt diese Selbstbeschuldigung! Wie viel Ritterlichkeit kann ohne „mots sonores“ geleistet werden! —

Tief beschämend muß es für die Franzosen sein, zu lesen, was S. 172 über die Einnahme von Schlettstadt berichtet wird: „der Commandant bat (nach der Capitulation) um beschleunigtes Einrücken, da in der Stadt die größte Zuchtlosigkeit herrsche. Volkshaufen und berauschte Soldaten plünderten die öffentlichen Gebäude und steckten sogar ein Pulvermagazin in Brand. Drei deutsche Bataillone stellten schnell die Ordnung wieder her, löschten die Brände und führten die Gefangenen ab.“ Welche Unmasse von Schmach liegt in diesen Worten, die, ohne jede Bemerkung, nur die Thatsachen angeben! Es ist ein Vorspiel im Kleinen von dem Unglaublichen, was später

Digitized by Google

die Commune von Paris in schauriger Größe aufführte: im Angesicht der tief gehaßten deutschen Sieger gegenseitige Zerfleischung unter Mord, Brand und Raub.

Ohne widerlichen Pharisäismus durften wir 1871 sagen: dergleichen wäre in einer vom Feinde belagerten und endlich bezwungenen deutschen Festungsstadt unmöglich gewesen. Es erschien uns — und gewiß allen ehrliebenden Franzosen — als der tiefste Abgrund nationaler Schande.

Dürfen wir heute — zwanzig Jahre nach Sedan! — mit der gleichen Zuversicht solche Dinge für unmöglich erklären in Deutschland?

Ach leider — nein.

Seither hat das Gift jener Lehre, welche ausdrücklich nur den „Bürger" für den Feind des „Arbeiters" erklärt, d. h. den deutschen wie den französischen Bürger als den einzigen Feind des deutschen Arbeiters, welche, schamlos genug, die Vaterlandsliebe als eine veraltete

Digitized by Google

Thorheit feierlich abschwört, welche jeden Krieg (außer gegen Rußland allein: was geschehen soll, wenn Rußland und Frankreich verbündet kämpfen, wird nicht gesagt: ob dann der Haß gegen Rußland oder die Liebe zur Republik und die grundsätzliche Verwerfung des Krieges vorgehen, bleibt ungewiß) im Namen des Proletariats „verbietet“: — diese Lehre hat die Seele unseres Volkes im tiefsten Kern mit ekler Fäulniß verpestet. Und nicht nur die erwachsenen Arbeiter in den Städten hat man in Millionen damit angesteckt, — die Regierung des Reiches sieht zu mit verschränkten Armen, wie das gleiche Gift den Bauern auf dem Lande, den Frauen, der heranwachsenden Jugend und so selbstverständlich den Soldaten eingeflößt wird. Täuschen wir uns doch nicht länger über die im allerhöchsten Maße drohende furchtbare Gefahr. Wenn jetzt die Führer davor warnen, Gewalt zu brauchen, weil man die „Arbeiter“ d. h. die Barikadenkämpfer „zusammenschießen

würde wie Spatzen," — so ist das nur für die Gegenwart noch gemeint. Sobald das Heer hinreichend bearbeitet ist oder sobald uns im Krieg ein schwerer Schlag getroffen hat, sobald etwa der Feind — d. h. der Franzose — sieghaft im Lande steht oder eine deutsche Stadt zur Ergebung zwingt, — augenblicklich wird jene Menge, welche ja jetzt schon vorher sagt, daß sie unsern Classenstat haßt, zerstören will „mit allen Mitteln" und kein Vaterland kennt, so lange der Classenstat besteht, — augenblicklich wird sie, von allen bösen Leidenschaften fortgerissen, die Bestie im Menschen entfesseln und Gräuel verüben — vor Augen der verbrüderten französischen Sieger —, welche die Thaten der Commune weit übersteigen. Dann werden sie fallen, die Deutschen Siegessäulen — wie ja Einer der Herrn im Reichstage verkündet hat — und man wird den Franzosen behilflich sein, ja ihnen darin zuvorkommen, die schöne Germania auf dem Niederwald zu schänden.

Das sind die Dinge, die uns erwarten, wenn jene Lehren noch weiter das Volk vergiften und wenn uns irgend ein Unglück trifft, wie es das tapferste Heer treffen kann, zumal wenn Verrath im Innern dem französischen Angreifer die Wege bahnt.

Und was thut gegenüber dieser Gefahr der Stat?

Er baut Kirchen. — Als ob jene Leute nicht über Kirche und Religion ebenso weit hinaus wären wie über Stat und Vaterland und Recht![1])

Allerdings er thut noch mehr, auch höchst Ersprießliches, davon im Folgenden.

---

1) Gedruckt im November v. J., lange vor Einbringung des Entwurfs des Schulgesetzes in Preußen; so bemerke ich ausdrücklich heute, am 30. 1. 92.

Digitized by Google

XIV.

Die großartige Fürsorge für die Arbeiter in der „socialen Gesetzgebung", wird man einwenden, bedeutet sie etwa nichts?

Gewiß bedeutet sie sehr viel: und man soll das segensreiche Werk, das (unter dem alten Kaiser) durch Bismarck angegriffen wurde, mit allen Kräften weiter führen: einmal, weil dadurch thatsächlich viel des Guten geschaffen wird, ohne Rücksicht auf Nebenwirkungen: es ist noch niemals für die „Arbeiter" (als ob wir Andern alle Faullenzer wären!) so eifrig gesorgt worden, wie durch diese Gesetzgebung, wie es denn wohl überhaupt freien

Arbeitern noch nie so gut ergangen ist in ihrer ganzen Lebenshaltung wie heute den Unsrigen.

Zweitens aber soll diese Gesetzgebung fortgebaut werden, wie Kaiser Wilhelm II. bedeutsam gesprochen hat, „um unser Gewissen zu entlasten", d. h. um uns sagen zu können, daß von uns aus nach besten Kräften Alles geschehen ist, was möglich war, um das Los der Arbeiter zu bessern. Aber jenes Wort drückt schon recht ahnungsschwer die Besorgniß aus, daß alle diese Bemühungen nicht bewirken werden, ein furchtbares Erdbeben, eine zerstörende Entladung der unterirdisch grollenden und gährenden Gewalten zu verhüten. An dem Tage, da diese Kräfte losbrechen, will der Kaiser, wollen wir Alle „ein gutes Gewissen" mitnehmen in den Kampf, dessen Furchtbarkeit alle blos politischen Umwälzungen ungeheuer überragen wird: es wird in der That eine „Götterdämmerung" werden, in der alle bisher gebändigten dumpfen Riesen-Mächte der thierischen Leidenschaften des Neides, der

Rache, der Genußgier sich losreißen werden zur Vernichtung alles dessen, was uns ideal, theuer und heilig war.

Daß die „sociale Gesetzgebung" jenen Losbruch nicht verhindern kann, ist zweifellos.

Neben den par Tausenden von Einsichtigen und Dankbaren stehen die Millionen von Andern, welche diese Dinge nur so hinnehmen, wie ihre Führer sie ihnen hinstellen: ganz offen erklärten diese ja auf dem Tage zu Erfurt: „solche Gewährungen werden nur angenommen I.) um den Arbeiter „kampffähiger" zu machen, die letzten, die vollen, die Umsturz-Ziele zu erreichen und II.) um in den Verhandlungen im Reichstag den Arbeitern zu zeigen, wie jämmerlich wenig das Eingeräumte sei, wie die herrschenden Klassen alles Wesentliche den Arbeitern versagen!

Das also ist die Ernte, die aus diesen Saten des Wohlwollens aufgehen wird!

Man sage nicht: die Arbeiter werden dieser Verhetzung nicht folgen. Sie werden

ihr folgen! Warum? Weil in solchen Bewegungen die Gemäßigten immer und jedesmal von den weiter Gehenden fortgerissen, überboten, überwunden werden. Und weil — das ist das Tragische daran — wirklich mehr als ein Jahrhundert hindurch an dem IV. Stande durch Ausbeutung, durch Druck, oder doch wenigstens durch Nichts-Thun gar vielfach und gar manchen Orts schwer gefehlt wurde: nun trifft die Strafe — wie so oft in der Weltgeschichte — nicht die schuldigen Ahnen, sondern die unschuldigen Enkel, die sich vergeblich und zu spät bemühen, die alte Schuld gut zu machen.

Die Sache wurzelt aber noch viel tiefer.

Die „sociale Frage" ist überhaupt nicht „lösbar": d. h. es kann nicht Allen wirthschaftlich gleich gut ergehen, weil nicht Alle mit gleichen geistigen und körperlichen Anlagen, mit gleichem Fleiß geboren werden. Noch jede Gesellschaftszeit ist zu Grunde gegangen an ihrer Art, jene Frage zu „lösen": die

Antike an der Sclaverei, das Mittelalter an der Unfreiheit, dann an dem gespaltenen Grundeigenthum und der (ursprünglich so wohlthätigen) Zünftigkeit von Handel und Gewerk. Und wir werden zu Grunde gehen an dem Mißverhältniß zwischen Capitalismus und Arbeit, wenn jene Bewegung siegt, was — für einige Zeit — im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Dauern können ja die Zustände nicht, welche die Socialisten herbei führen wollen. Warum nicht? Einmal, weil erst durch lauter erfolgreiche Kriege die Nachbarstaten gezwungen werden müßten, zu der gleichen Gestaltung überzugehen: ein socialistisches Deutschland, Frankreich u. s. w. allein müßte verhungern im Wettbewerb mit Nachbarn, welche mehr als 8 (Verzeihung, jetzt sind es, glaub' ich, nur mehr 6!) Stunden arbeiten. Zweitens, weil die durch den socialistischen Zwang herbeigeführte Knechtung unerträglich wäre: es könnte z. B. keine freie Berufswahl mehr geben; die „Gesellschaft",

welche mehr Schuster braucht als vorhanden, würde den vielleicht zur Sternkunde oder zur Archivwissenschaft Neigenden und Berufenen zwingen, Schuhe zu machen (vermuthlich nicht erfreuliche!). Das ist nun aber gerade das Aergste an diesem ganzen Unheil! Bei anderen großen Umwälzungen, der geradezu „conservativen" englischen, der amerikanischen, der großen französischen Revolution konnte man über den Rechtsbruch und das Blutvergießen sich schließlich mit dem weltgeschichtlichen Trost hinwegsetzen:

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Der Sieg der Socialdemokratie dagegen kann nur zerstören, kann nichts schaffen und aufbauen. Und wird auch dieser Sieg nur gar kurzathmig sein, — wie viele höchste Güter unserer Bildung, die Errungenschaften von einem halben Jahrtausend, werden während des Kampfes zerstört werden: oder — nach dem Kampfe — von den Siegberauschten; weh' unseren Museen und Büchereien und wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Sammlungen, die den „Bourgeois“ theuer waren! Kunst und Wissenschaft werden überhaupt abgeschafft: kann man doch eine Bildsäule nicht essen wie eine Wurst und eine Philosophie nicht trinken wie Schnaps. Die Entbehrlichkeit zumal der Rechtswissenschaft im socialen Stat las ich schon sehr überzeugend bewiesen: da alle Leute zufrieden sind, giebt es keinen Rechtsstreit, kein Vergehen mehr.

Und ist der Taumel vorüber: — ein Deutschland wird es dann nicht mehr geben. Denn nur der deutsche Arbeiter ist — vermöge des verfluchten Hanges zum Weltbürgerthum in unserer deutschen Eigenart — so „idealistisch“, daß er freudig zur Vernichtung des Deutschen States helfen wird, während Franzosen und sogar Russen (die äußersten Nihilisten abgerechnet) ihr Volksthum nicht verleugnen und bei dem Zusammensturz der Deutschen Heeres- und Stats-Macht — im Bunde mit den deutschen Empörern — als Sieger in Berlin stehend, vor Allem dafür sorgen werden,

Digitized by Google

daß sich beide niemals wieder zu erheben vermögen.

„Welche Kassandra-Rufe!“ wird man sagen.

Absit omen! Kassandra, auf die Niemand hörte, der Niemand glaubte, behielt Recht. Er kam wirklich, er kam „der Tag, da die heilige Ilios hinsank, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!“ —

„Warum? wird man fragen. Haben wir schließlich, neben unserem guten Gewissen, nicht unser gutes, treues Heer?“

Noch haben wir es. Wie lang wird es währen, bis jenes Gift auch das Landvolk ergriffen hat, aus welchem im Wesentlichen unser Heer hervorgeht? Das ist nur eine Frage der Zeit. Zwar der echte Bauer wird den socialdemokratischen Bekehrer eher todtschlagen als unterstützen: aber leider ist der echte deutsche Bauer mit seinem stolzen Selbstgefühl nur in wenigen deutschen Landschaften noch zu finden: wo, wie im Nord-Osten,

Digitized by Google

Instleute, Kossäten, d. h. unstäte Tagelöhner die Arbeit für den Großgrundbesitzer thun oder wo, wie in Mittel- und Süd-West-Deutschland, der ländliche Grundbesitz allzu zersplittert ist, da werden jene Lehren bald Eingang finden.

„Weshalb? Es geht den Leuten doch nicht schlecht!"

Erstens geht es jenen zum Theil wirklich schlecht. Zweitens ist die Begehrlichkeit und in Folge dessen die Unzufriedenheit auch mit erträglichen Lebensführungen gewaltig gestiegen und es ist drittens in jene breiten Massen eine „Kritik-Fähigkeit," ja „Kritik-Wuth" hineingetragen worden, welche früher fehlte.

Dazu kommt aber, daß die unaufhaltsame ungeheure Zunahme der Bevölkerung in Deutschland geradezu eine entsprechende Vermehrung der Socialdemokraten bedeutet.

Es werden viel mehr Kinder von „Arbeitern", von Leuten des IV. Standes, von Minderbemittelten geboren als von Angehörigen

Digitized by Google

des III. Standes: von Eltern höherer Bildung und günstigeren Vermögensstandes. Zwar ist auch die Sterblichkeit dieser gewissenlos in die Welt gesetzten Kinder stark, allein die Zahl der Lebenbleibenden ist doch unverhältnißmäßig größer. Alle diese Kinder wachsen auf unter der eifrigsten Erziehung zur Socialdemokratie, die wirkliche (oder eingebildete) Noth verstärkt oder verbittert die von den ersten Lebensjahren an geübten Einflüsse der Eltern, der Nachbarn, der Spiel-, bald (leider!) der Arbeitsgenossen. Und nun ist einmal in der Socialdemokratie das Banner gefunden, das allvereinende, unter dem sich — vorläufig — Alle scharen, die aus irgend einem Grunde, mit Recht oder mit Unrecht, unverschuldet oder verschuldet, mit ihrem Schicksal unzufrieden, von Neid gegen die besser Lebenden, von Haß gegen die Statsgewalt, gegen den „Klassen-Stat" erfüllt sind. Alle diese — mögen sie im Herzen auch keineswegs völlig mit den letzten, oft auch ihnen noch verhüllten social-

Digitized by Google

demokratischen Zielen und Grundsätzen einverstanden sein: — Alle diese stimmen jetzt bei den Wahlen mit den Socialdemokraten: ohne Zweifel werden auch die Meisten — nicht Alle! — von ihnen dereinst auf den Barrikaden neben ihnen kämpfen (diese veraltete kindliche Form der Empörung wird übrigens durch Dynamit und Petroleum erheblich verbessert werden).

Aber auch schon jetzt — noch im Frieden — muß diese ganz unaufhaltsam anschwellende Zahl socialdemokratischer Wähler auf das Ernstlichste besorgt machen — wegen des „allgemeinen Stimmrechts!"

Fürst Bismarck hat erklärt, er habe diesen Grundsatz „auf dem Frankfurter Tisch vorgefunden und herübergenommen": wohl begreiflich damals. Bei dem schweren Kampf, den er zu führen hatte, wollte er die „öffentliche Meinung", den Liberalismus für sich haben und nicht zurückstehen hinter dem Maß von „Freiheit", das die Reichsverfassung von

Digitized by Google

1849 schon gewährt hatte. Unliebe Gäste hoffte er wohl durch die Diätenversagung fern zu halten aus dem Reichstag.

Niemand bewundert unseren großen Staatsmann mehr als ich, — aber das war ein verhängnißvoller Fehler.

Es bedarf keiner Ausführung, — schon Aristoteles hat es gelehrt — daß im Stat nicht die arithmetische Gleichheit der Köpfe, nur die proportionale Gleichmäßigkeit des Rechts — nach der Leistungsfähigkeit und Einsicht — einen Sinn hat: es hat keinen Sinn, daß der „Arbeiter", der von Recht und Stat gar keine Vorstellung hat, das gleiche Stimmrecht übt, wie der Fürst Bismarck. Wohl verstanden: nicht einen Vermögenscensus verlange ich für das Stimmrecht: die Plutokratie ist von allen Oligarchieen mit Recht die verhaßteste: das werden die Reichen in Belgien noch erfahren, die am Wenigsten in ganz Europa für ihre Arbeiter gethan und dabei die Wahlurne für sich allein in Besitz ge-

Digitized by Google

nommen haben! — aber einen Bildungscensus, den nachgewiesenen Besuch von Fortbildungsschulen nach der Volksschule als Voraussetzung des Wahlrechts: dadurch würde auch die unselige Kinder-Arbeit noch mehr eingeschränkt. (In Italien hat man wenigstens die „Analphabeten" vom Wahlrecht ausgeschlossen).

Jetzt, nachdem man es gewährt und 25 Jahre beibehalten hat, das allgemeine Stimmrecht einschränken, das wird nicht leicht angehn: nur nach einer niedergeschlagenen Empörung wäre daran zu denken: und zur Gewalt werden die Empörer erst greifen, wenn sie so ziemlich sicher sind, uns nieder zu schlagen.

Dauert nun aber die Vermehrung der unzufriedenen d. h. socialdemokratisch wählenden Bevölkerung fort wie bisher — und es besteht gar kein Grund für Annahme einer Aenderung hierin, zumal die „Sociale Gesetzgebung" ist ein solcher Grund nicht (s. oben

Digitized by Google

S. 140), — so läßt sich heute schon die Zeit berechnen — mit statistischer Genauigkeit, — da bei Fortdauer des allgemeinen Stimmrechts die Socialdemokraten die Mehrheit im Reichstag haben werden.

Und dann?

Dann hemmen sie die Gesetzgebung und die Regierung des Reichs mit allen der Volksvertretung zustehenden Rechten: z. B. werden sie die Mittel zur Erhaltung und Fortbildung des Reichsheeres versagen. Dann werden wir, d. h. der bisherige Stat, entweder nachgeben: und dann erfolgt jene geheimnißvoll angedeutete „Hinüberleitung", das „Hineinwachsen" in die „socialen" Ideale „auf friedlichem Wege". — Oder — da das erste doch recht unwahrscheinlich ist, so lang es noch Anhänger des Deutschthums und des States im alten Sinne giebt! — diese, d. h. Kaiser, Bundesrath und wir „Bourgeois" werden gezwungen, uns dem zu widersetzen: was heißt aber das? Dann werden wir

genöthigt, als die „Rechtsbrecher" zu erscheinen: — was doch geradezu unerträglich ist für unser „gutes Gewissen". Zwischen beiden gleich verderblichen Möglichkeiten steht nur — ein furchtbarer Trost! — die große Wahrscheinlichkeit, daß lange vor jener Zeit ein französisch-russischer Angriff die vaterlandsverrätherischen Neigungen zu viel früherem Ausbruch treibt: dann erliegen wir entweder dem verbündeten äußeren und inneren Feind — und dann? Dann werden freilich Franzosen und Russen mit den deutschen Socialdemokraten ganz ebenso ein Ende machen wie mit uns. Oder — ein kaum zu hoffender Ausgang! — wir werden mit Franzosen Russen und innerem Verrath und Aufruhr glücklich fertig: — dann wird allerdings dafür gesorgt werden müssen, daß sich weder der französisch-russische Angriff, noch der socialdemokratische Aufstand jemals wiederholen kann. —

Rußland zwar muß bei diesen Er-

wägungen gewissermaßen außer Ansatz bleiben, da das Verhalten der Socialdemokraten bei einem Angriff von verbündeten Franzosen und Russen noch als zweifelhaft hingestellt wird: vielleicht — das ist noch sehr gnädig! — werden in solchem Fall die Socialdemokraten befehlen, „daß ihre Angehörigen nur gegen die Russen geführt werden dürfen!"

Man tröste nur ja nicht: „das ist zu schwarz gesehen! Auch die deutschen Socialdemokraten fühlen sich als Deutsche — bei dem Angriff äußerer Feinde werden sie nicht fehlen: sie haben es ja gesagt." Ja wohl, einige haben es gesagt — im Reichstag! (Und Herr von Volmar auch außerhalb desselben. Wie ist es ihm bekommen?) Was aber die Herren wirklich denken — nun, das kam schon auf dem Congreß zu Brüssel ziemlich deutlich heraus, wenn sie auch jetzt noch nicht die letzten Absichten aussprechen. Und was den Glauben an die Wahrhaftigkeit in dieser Partei betrifft, — hat man vergessen, daß

manche „Genossen“ die Arbeiter aufforderten, die Zugehörigkeit zu einem socialistischen Verbande ausdrücklich abzulügen, ja unter Umständen auch der Meineid entschuldigt ward? Und dann sagte neulich Herr Bebel im Reichstag, die Socialdemokratie verbreite die Sittlichkeit.

Man erwidere auch nicht: „sollten wirklich die „Socialdemokraten“ — oder viele — der Mobilmachung „passiven Widerstand“ entgegenstellen, einfach nicht kommen, sich verstecken, — nun, dann wird man ein furchtbar Beispiel aufrichten und die Fahnenflüchtigen erschießen.“ Und einstweilen? Das wird hübsch werden, wenn wir ein Armeecorps im Reich umherschicken müssen, um 100,000 Mann einzufangen oder zu erschießen. Und wenn sie nun die Schienen aufreißen und durch die andern bereits angedeuteten Mittel unsere Mobilmachung und unseren Aufmarsch auch nur um Einen Tag verzögern: — der Feldzug kann dadurch entschieden sein!

Digitized by Google

Man sage endlich nicht: „noch kommen sie.“ Wie lange dauert das „noch?“ Es ist so ausnehmend naheliegende und so verführerisch angenehme Selbsttäuschung, weg zu bleiben, nicht aus Furcht vor den französischen Kugeln — o nein! — sondern weil das Wegbleiben aus „Partei-Ueberzeugung“ geschieht, „weil das Proletariat jeden künftigen Krieg verbietet“.

Und wenn sie, aus Furcht vor dem Standrecht, kommen, was werden diese Soldaten leisten, die im tiefsten Herzen die Vernichtung unseres Reichs, des preußischen Königthums, den Sieg der französischen Republik wünschen und jedem, der es hören will, laut zurufen, nicht der französische Soldat, nur der deutsche Bourgeois ist der Feind des deutschen Arbeiters? Die einmüthige Begeisterung des (mit verschwindenden Ausnahmen) ganzen deutschen Volkes vom Jahre 70 wird nicht wiederkehren, so lange die Socialdemokratie in Deutschland noch Anhänger zählt.

Digitized by Google

Man wird einwenden: „ja, was soll denn nun gegenüber diesen Gefahren die Reichsregierung thun, der „das Zusehen mit verschränkten Armen“ S. 135) vorgehalten wurde? Hätte sie vielleicht das Socialistengesetz erneuern sollen?“

Darüber kann man verschiedener Meinung sein. Nur der Meinung der Fortschrittspartei kann man nicht sein, daß alle „Ausnahmsgesetze“ zu verwerfen seien.

Dieser Satz ist ein Hauptklepper, eine wahre Paraderozinante, aus dem Stalle der altberühmten Steckenpferdcavallerie des schneidigen Reiterführers Herrn Eugen Richter. Ihm ist einfach zu entgegnen: „Ausnahmsgefahren erheischen Ausnahmsgesetze.“ Oder wollen die Herren auch für den Kriegszustand die Verkündigung des Kriegsrechts nicht mehr verstatten? Erneuerung des alten Socialistengesetzes würde sich nicht empfohlen haben, wohl aber Ersetzung desselben durch ein — weiseres.

Ich bestreite nicht, daß das Alte gele-

gentlich auch ſchädlich gewirkt hat. Aber freilich hat es auch gar ſehr nützlich gewirkt. Fürſt Bismarck hat einmal geſagt, man muß Lob oder Tadel der Feinde über eine Maßregel vorahnen oder nachträglich beachten. Wohlan: vor kurzem las ich in einer ſocialdemokratiſchen Schrift die Verſicherung: „unter dem Socialiſtengeſetz wäre es ganz unmöglich geweſen, die Verhetzung (Verzeihung! „Agitation") auf das flache Land unter die Landbevölkerung zu tragen." Was aber die Verpeſtung auch noch des Landvolkes bedeutet, das ward oben (S. 144) ausgeführt. Es mußte alſo durch ein weiſeres Socialiſtengeſetz, verhütet bleiben die offene gemeinſchädliche „Agitation", die da wirkt auf die Seele unſeres Volkes wie Brunnenvergiftung. Man bedenke: bisher glaubten wir, die Frauen und Mädchen der Arbeiter müßten unſere beſten Bundesgenoſſen gegen eine Lehre ſein, welche es recht übel mit ihnen vorhat: das Weib, wenn es noch nicht Megäre iſt und

mit Entsetzen Scherz treibt, ist aus Instinkt ideal und conservativ angelegt. Aber leider lehren Erfahrungen z.B. in schlesischen Gebieten, daß das tödtliche Gift jener Lehren auch schon manche Weiber ergriffen hat: was schadet denn die Aufhebung der Ehe und die Einführung der freien Liebe? (— die freilich noch nicht von Allen Socialdemokraten gelehrt wird —) Nichts! Denn nicht die uneheliche (oder verlassene eheliche) Mutter hat dann — wie heute — die Kinder zu erhalten, das ist ja Sache der „Gesellschaft", die das „Recht auf Arbeit" anerkennt, jedem Arbeitsgelegenheit verschafft und den Arbeitsunfähigen selbst erhält (das letztere thut freilich schon lange die deutsche Gemeinde und neuerdings sogar der Stat der gehaßten „Bourgois" auch).

Das „Körnchen Vernunft", das unzweifelhaft in der socialdemokratischen Bewegung liegt, die an sich durchaus nicht unberechtigt ist, hat, vergiftet, ein Unkrautwachsthum von Unvernunft emporwuchern lassen, das uns

Digitized by Google

Alle, aber wahrlich nicht am Wenigsten die Arbeiter selbst, mit dem Untergang von Stat, Volk, Wirtschaft und Bildung im weitesten Sinne bedroht.

Wenn die Dinge ungehemmt so fortwachsen, so sind Kaiser und Heer und Reich, so sind alle Regierungen, so ist der Statsgedanke, so ist die deutsche Volksart, so ist alle europäische Bildung, die Entwickelungsarbeit von Jahrhunderten verloren, nicht, um Raum zu geben einem Höheren, sondern einem Wirrsal, aus welchem, nach Vernichtung von Allem, was uns theuer, neues Leben sich nicht entwickeln kann.

Und unsere einzige Hoffnung auf Rettung ist (— gewiß nicht Uneinigkeit innerhalb der Umsturzpartei: das ist eine weitverbreitete Selbsttäuschung: gegen uns sind sie — wie die Franzosen! — Alle einig —) ein verfrühter, und deshalb scheiternder Losbruch. Und diese einzige Hoffnung ist — bei der abmahnenden Klugheit der Führer und der

abschreckenden Gefährlichkeit solchen Wagnisses vor der Zeit — durchaus nicht im Allermindesten zu hoffen.

Ergebniß?

Nach Moltke's Vorbild seine Schuldigkeit thun bis zum Aeußersten.

Nach König Teja's Vorbild: Heldenthum bis zum letzten Athemzug auch ohne Hoffnung auf Sieg. —

Zu solch düsteren Betrachtungen gab uns Anlaß das Benehmen der Bevölkerungen von Schlettstadt und von Paris im Jahre 1870 und 1871: und doch haben diese französischen Arbeiter sich wenigstens nicht durch das Niederträchtigste befleckt: durch verrätherisches Einverständniß mit dem Kriegsfeind! — —

Digitized by Google

XV.

Recht schonend, aber doch auch recht unverkennbar tadelnd werden „die Operationen des Großherzogs von Mecklenburg“ Ende November gegen Le Mans und Tours besprochen: S. 186, unerachtet des dringenden „Befehls aus dem großen Hauptquartier“ (d. h. eben Moltkes!) „unverzüglich nach Beaugency abzurücken, um dem rechten Flügel der II. Armee „die dringend erforderliche Verstärkung dem weit überlegenen Feinde gegenüber“ zuzuführen — „selbst ein Ruhetag wurde abgeschlagen und die äußerste Beschleunigung des Marsches gefordert“ — „schickte der Großherzog das baierische Corps nicht

Digitized by Google

in der kürzesten Richtung auf Beaugency, sondern immer noch auf Tours:“ ja — und der nun folgende Satz birgt scharfe Spitzen—: „das Auftreten feindlicher Streitkräfte bei Brou wurde für bedeutend genug gehalten, um sich dorthin zu wenden und den befohlenen Marsch an die Loire vorerst noch zu verschieben“ (!). Und zwar obwohl Moltke ausdrücklich mitgetheilt hatte, daß nicht von jener Richtung ernste Gefahr drohe!

Da ist es denn freilich vollbegreiflich, aber auch schwer wiegend, wenn es gleich auf der folgenden Seite heißt: „es war inzwischen vom großen Hauptquartier (d. h. eben von Moltke), um Einheit in die Operationen zu bringen (! also hatte bisher solche Einheit nicht geherrscht: der so scharf „befohlene Marsch“ war eben nicht ausgeführt worden!), der Großherzog dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl unterstellt, auch General von Stosch abgeschickt worden, um die

Geschäfte als Chef bei der Armeeabtheilung des Großherzogs zu übernehmen." Die Meinung, die damals daheim in Deutschland häufig und lebhaft geäußert wurde, diese beiden Maßregeln verriethen, daß man in Versailles mit der Feldherrnschaft des Großherzogs nicht ganz einverstanden war, scheint daher so ganz unbegründet nicht gewesen zu sein. — Erwägt man Moltke's überaus zurückhaltende Ausdrucksweise, so muß man auch noch bei späterem Anlaß einen sehr bitteren Tadel über die Durchkreuzung und Nichtbefolgung seiner Befehle durch den Großherzog herausfühlen: S. 246. „Ein Schreiben des Chefs des Generalstabes aus Versailles hatte darauf hingewiesen, wie sich der V. Cavallerie-Division (des Generals von Rheinbaben) voraussichtlich durch Angriffe in Flanken und Rücken der weichenden Colonnen des Feindes sehr günstige Erfolge darbieten dürften, auch war vom Kronprinzen bereits Befehl an dieselbe ergangen, am 15. December mit

Digitized by Google

allen Kräften weit über Brou hinaus vorzustoßen. Dem entgegen folgte am 16. die Division einer ihr übermittelten Weisung des Großherzogs, dessen Befehl die Division nicht unterstellt war, am Yères-Bach Stellung zu nehmen.“ „Sapienti sat!“ — Auch wenn es S. 270 von Herzog Wilhelm von Mecklenburg heißt, „da die Stadt St. Amand mißverständlich geräumt worden, befahl der Herzog den weiteren Rückzug seiner VI. Cavalleriedivision,“ und darauf S. 273 „er war mündlich im Hauptquartier Vendôme bereits angewiesen, ungesäumt nach St. Amand zurückzukehren,“ so erhellt daraus wenigstens eine, wenn auch unverschuldet, verfehlte Bewegung. —

Digitized by Google

XVI.

Köstlich wirkt der leise Humor, mit welchem die zuweilen ganz unglaubliche Leichtsinnigkeit der Franzosen geschildert wird: zumal in der prüfungslosen Annahme und Deutung günstiger Nachrichten: am 30. November war bei einem Ausfall aus Paris auf kurze Zeit ein Dorf Epinay in der nördlichen Einschließungslinie besetzt worden. „Man nahm nun in Tours ohne Weiteres an, daß dies das gleichnamige Dorf südlich (bei Longjumeau) sei und daß sonach die Vereinigung der Armee von Orléans mit der von Paris kaum noch eine Hinderniß finden werde. Der Freischar Cathelineau wurde aufgegeben, schleunigst den

Digitized by Google

Wald von Fontainebleau zu besetzen, dem Land aber die bevorstehende Vernichtung der Deutschen verkündet" „Die großen Worte können sie nicht lassen," meint der Schwabenherzog Burchard in meiner „Deutschen Treue."

Allein statt der Vernichtung der Deutschen erfolgte nun die immer stärker zunehmende Auflösung der großen, aber völlig unerzogenen Massen von Unglücklichen, welche Gambetta immer wieder und von allen Seiten gegen Paris oder gegen Belfort und in das Verderben trieb. Immer größer wird die Zahl der unverwundeten Gefangenen, welche die Geschlagenen bei Amiens S. 219, bei Le Mans S. 295, 300, an der Lisaine S. 344 zurücklassen, die Nationalgarden „zerschlagen ihre Gewehre" S. 220, die Kelten aus der Bretagne „eilen in wilder Flucht" aus der Schlacht, S. 302, und „kehren dann — einfach „in ihre Heimat zurück." „Ihnen schlossen sich die im Lager von Conlie verbliebenen Truppen an,

nachdem sie dasselbe geplündert (!) hatten.“ Dabei wurden Gefahren, welche die Ueberzahl den Deutschen bereitete, durch unser Glück oder durch die Ungeschicklichkeit oder durch die Unthätigkeit und den Mangel an Selbstvertrauen, an Thateifer der feindlichen Führer von uns abgewendet: so „droht (in der Schlacht an der Lisaine 16. Januar) ihr Fußvolk nur mit dem Durchbruch, ohne zur Ausführung zu schreiten,“ ... so stehen bei Chazey zwei ganze Divisionen den schwachen Deutschen gegenüber — „sie unternahmen nichts!“ So blieben in der Schlacht bei Amiens (17. Nov.) „die wichtigen beiden Straßen zwischen den Deutschen Corps von Truppen völlig entblößt, während an ihrer Gabelung eine ganze französische Brigade hielt, freilich ohne irgend etwas zu unternehmen! Dieses Vacuum wurde zunächst nur durch das zahlreiche Gefolge und die Stabswache des Obercommandirenden verschleiert, dann durch das zur Bedeckung des Hauptquartiers bestimmt

gewesene Bataillon einigermaßen ausgefüllt; die Linie der angreifenden Deutschen zerriß in der Mitte bei der unverhältnißmäßigen Ausdehnung des Schlachtfeldes: die darin liegende Gefahr ward lange Zeit nur durch die Unthätigkeit der Gegner abgewendet."

Digitized by Google

XVII.

So anerkennend, ja, rühmend Moltke auch jetzt noch die „Hingebung“ die „Unerschrockenheit“ (des französischen Geniecorps, z. B. S. 359, 360, Schlacht am Mont Valerien 10. Januar,) die Tapferkeit der französischen Truppen; (zumal, „wie fast immer, in Vertheidigung von Baulichkeiten,“ im Häuserkampf, Gefechte bei Dijon, 21. und 23. Januar, S. 375, vgl. S. 362 „die tapferen Vertheidiger von St. Cloud“) hervorhebt, — in diesem Abschnitt des Krieges werden die schweren Schäden, welche dem unglücklichen Lande theils die liebhaberhafte Kriegführung der Gambetta und Freycinet,

Digitized by Google

theils die Rücksicht auf die „gute Laune“ der Pariser zufügten, schonungslos aufgedeckt. So lassen die Vertheidiger von Paris, obwohl sie die Durchbruchsversuche vom 30. November und vom 2. December ohne Hilfe von Außen als ziemlich hoffnungslos betrachten, gleichwohl die hiezu bestimmten Truppen „aus Besorgniß vor dem Volksunwillen“ auf dem linken Marne-Ufer, während „der Donner der Geschütze vom Mont Avron einstweilen noch die Pariser bei guter Laune halten mußte.“

Da beschließt die „Regierung“ (d. h. die Advocaten und anderen Redner) zu Paris, gedrängt durch die öffentliche Meinung, eine neue Massenunternehmung.“ Zwar machen die Generale geltend, Ausfälle ohne Mitwirkung eines Entsatzheeres versprächen „keinen Erfolg; aber am 8. Januar hatte der Minister Gambetta den „Sieg“ der Nordarmee bei Bapaume verkündet und außerdem das Vorgehen beider Loire-Armeen verheißen. Hienach rieth General Trochu, wenigstens den

Augenblick abzuwarten, da die Einschließung von Paris sich durch neue Entsendungen schwächen müßte, stieß aber auf den Widerstand der übrigen Regierungsmitglieder, insbesondere des Herrn Jules Favre. Dieser erklärte „die Maires seien ungehalten über das Bombardement (!)", den Vertretern der „Stadt" müsse Einsicht in die militärischen Verhältnisse gewährt werden[1]), und überhaupt hätte längst schon gehandelt werden müssen (!!) „So ward denn am 15. Januar endgiltig beschlossen, die deutschen Linien . . . zu durchbrechen."

Und in jenen Tagen nun erfolgte die Kriegsleitung „von dem grünen Tisch", S. 227, zu Tours aus! Da wird dem General d'Aurelles de Paladine befohlen, „die Stellung von Orléans zu halten" (S. 227), welche aber thatsächlich bereits durchbrochen ist!

---

[1]) So würde es wohl auch bei uns gehen, wenn gewisse Leute Ober-Wasser bekämen!

Gerade in diesem Abschnitt des Feldzugs erhalten französische Heerführer von dem lobkargen Moltke schönes warmes, den deutschen Leser (wie gewiß den gemäßigten französischen) tief wohlthuend berührendes Lob. Da heißt es von Chanzy (S. 235), „wohl dem tüchtigsten von allen Führern, welche die Deutschen im Felde zu bekämpfen gehabt haben“: — ein Zeugniß aus dem Munde des Siegers, das dem von seinen Landsleuten vielfach verunrechteten Helden noch in das Grab nachgerufen wird — „in kurzer Frist stellte er den inneren Halt der geschlagenen Truppen dermaßen wieder her, daß sie selbst . . . angriffsweise vorzugehen vermochten.“

„Wirklich“ — heißt es von ihm S. 266 — „hatte er die (nach Moltke richtige) Absicht, vom Westen her durch ein gemeinsames Vorgehen mit Faidherbe (vom Norden) und Bourbaki (vom Süden) Paris zu entsetzen, das sich, wie General Trochu ebenfalls ganz richtig geschrieben hatte, nicht aus eigener

Digitized by Google

Kraft befreien konnte, auch bei gelungenem Durchbruch für die Mittel zur Ernährung auf das gleichzeitige Erscheinen eines Entsatzheeres angewiesen war. Chanzy ließ (23. December) Gambetta wissen, nur ein gemeinsames und baldiges Vorgehen vermöge den Fall der Hauptstadt zu verhindern. „Aber der Minister glaubte ein besseres Mittel zu wissen. Von einer ganz anderen Verwendung der Armee Bourbaki's erhielt Chanzy erst am 29. December Kenntniß!" Das deutsche Heer sollte „demoralisirt" werden. (Wodurch? Durch einen Einbruch Bourbaki's in das Elsaß und in das Badische. Das ward aber noch nicht verrathen!) „Im Uebrigen enthielt die Antwort weder gemessene Befehle, noch genügende Auskunft. „Vous avez décimé les Mecklenbourgeois, les Bavarois n'existent plus (wir Armen!), le reste de l'armée est déjà envahi par l'inquiétude et la lassitude. Persistons et nous renverrons ces hordes hors du

sol, les mains vides!“ Die „großen Worte“ u. ſ. w. oben S. 166. Aber es kam anders!

„Bei ſo unklaren Aeußerungen (wie vernichtend wirkt dieſer verhaltene Hohn!) der oberſten Heeresleitung beſchloß General Chanzy, eigener Kraft vertrauend, den Zug auf Paris ohne andere Hilfe auszuführen; aber bald ſah er ſich ſelbſt aufs Ernſthafteſte angegriffen.“

Wir armen Baiern, „welche nicht mehr exiſtirten“, rückten alsbald vor Paris in die Stelle des an das Südheer abgegebenen II. Corps ein und zählten zu Anfang des neuen Jahres bereits wieder 17,500 Mann und 108 Geſchütze, müſſen alſo eine überraſchende Fähigkeit haben, uns aus dem Nichts wieder herzuſtellen.

An das Unwahrſcheinliche grenzt für uns kühlere „barbares du Nord“ die Vertrauensſeligkeit, die beneidenswerthe roſige Erwartung des Gelingens, welche dieſe Kelto-Romano-Franken auch nach den empfindlichſten Ent-

täuschungen nicht verläßt: sie planen etwas und sofort wird das Glücken des Plans als ein gesicherter Werth, mit dem man weiter rechnen darf, für weitere Unternehmungen in Ansatz gebracht: „escomptirt" sagt man an der Börse geschmeidig, „sich etwas in die Tasche lügen", sagt man in plumpem Deutsch. So hat der erfindungsreiche Dulder (nicht Odysseus, sondern) Freycinet wieder einmal — nach so vielen mißlungenen — einen neuen Plan ausgeheckt und der Dictator Gambetta hat ihn gut geheißen (Ende Dec.:) einen Vorstoß von drei Corps von Beaune auf Dijon in Vereinung mit Garibaldi! und Crémer. Noch sind die Leute gar nicht „eingeschifft" (auf der Eisenbahn; ein verflucht schneidiger „Tropus", der in unsere Heeressprache eingebrochen ist) und schon wird mit dem gar nicht anzuzweifelnden Sieg von Dijon weitergerechnet: „les victorieux de Dijon" (!) werden dann leicht „même sans coup férir" die Aufhebung der Belagerung von

Belfort bewirken: „die bloße Anwesenheit dieser Masse von weit über 100,000 Mann genüge, um alle Angriffe der Deutschen auf die nördlichen Festungen aufhören zu lassen, jedesfalls habe man die Gewißheit, sämmtliche Verbindungslinien der feindlichen Heere zu durchschneiden!" Lieber Gott im Himmel! Die Ostarmee hat Dijon nicht erobert, Belfort gar nicht gesehen und ist, nach Abschneidung all ihrer Verbindungslinien von den Schweizern entwaffnet worden, — das war das einzige Mittel, das sie vor Vernichtung oder Gefangenschaft noch zu retten vermochte.

Schönes Lob erntet dagegen der „umsichtige" Befehlshaber von Belfort für seine kräftige Behauptung des Vorterrains und die gesammte unerschrockene Vertheidigung, während dem „tapferen" (S. 383) Bourbaki (obwohl ausdrücklich hervorgehoben wird, wie ungerecht es war, ihm die Schuld des gänzlichen Mißlingens des nicht von ihm, sondern von

de Freycinet) geplanten und befohlenen, nur von ihm ausgeführten Feldzugplanes aufzulasten) doch einmal ein recht scharfer Tadel nicht erspart wird: er hatte sich einmal „unter dem berauschenden Eindruck eines Sieges“ — der Tag von Villersexel, 9. Januar, mit 700 — unverwundeten — gefangenen Franzosen war aber kein französischer Siegestag! — der Unthätigkeit hingegeben. „Le général Billot“ — meldete er an die Regierung von Bordeaux — a occupé Esprels et s'y est maintenu“: wir wissen, daß er dort gar nicht angegriffen wurde und daß es ihm nicht gelang, den General von der Goltz aus dem nahen Moimay zu verdrängen. „Le général Clinchant a enlevé avec un entrain remarquable Villersexel“: aber der Kampf am 9. war auf deutscher Seite nur durch einen Theil des XIV. Corps geführt, um den Marsch des Ganzen auf der rechten Flanke zu sichern. Während dann diese Bewegung aufs Eifrigste fortgesetzt wurde, blieb

Digitized by Google

das französische Heer zwei Tage lang stehen, gefechtsbereit und in der sicheren Erwartung, daß nun der (doch als geschlagen bezeichnete) Feind „zum Angriff auf die Uebermacht vorbrechen wird". In diesen Sätzen liegen schwere Verurtheilungen des unglücklichen Feldherrn, der übrigens fast — gleich Mac Mahon in den Tagen vor Sedan (oben S. 90) — unser Mitleid erweckt, wie das Verderben von allen Seiten über seine innerlich gebrochenen Scharen hereinstürzt, wie in dem einberufenen Kriegsrath alle seine Generäle erklären, daß sie für ihre Truppen nicht mehr einstehen können !! S. 390, während er aus dem fernen Bordeaux fort und fort angewiesen wird, „zu siegen!" Das rasche und tiefe Sinken kriegerischen Geistes in den Mannschaften tritt in diesen letzten Wochen des Feldzuges auf allen Schauplätzen des Kampfs hervor: wie in dem Heere Bourbaki's während der Gefechte bei Dijon (S. 314: „die Franzosen ließen sich das Alles gefallen,

ohne etwas Ernstliches dagegen zu unternehmen"), so bei den Truppen Faidherbe's im Norden, wo der (übrigens nur mühsam erkämpfte) Sieg bei St. Quentin (19. Januar) den Deutschen 9000 unverwundete Gefangene in die Hände gab.

An diese Schlacht knüpft Moltke (S. 324) eine höchst lehrreiche Ausführung über die „Verfolgung": „nach der Theorie soll dem Siege die Verfolgung sich unmittelbar anschließen, eine Forderung, der Alle, besonders auch die Laien (!), zustimmen und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenig Beispiele auf, wie das berühmte von Belle Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidloser Wille dazu (die Franzosen liebten es doch so sehr, die deutschen Feldherrn und vor Allem Moltke als mitleidlose „Sans entrailles" hinzustellen), einer Truppe, welche 10 oder 12 Stunden marschirt, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung auf's Neue

Digitized by Google

Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen. Aber auch diesen Willen vorausgesetzt, hängt die Verfolgung noch ab von der Art, wie der Sieg gewonnen ward. Sie wird schwer ausführbar, wenn alle Abtheilungen auf dem Schlachtfelde, wie bei Königgrätz, so durcheinander gerathen sind, daß Stunden erforderlich werden, um sie erst wieder in taktischen Verbänden herzustellen oder wenn, wie bei St. Quentin, alle, auch die letzten Truppen in das Gefecht verwickelt waren, so daß eine intakte geschlossene Infanterieabtheilung nicht mehr verfügbar ist. Ohne die Unterstützung einer solchen wird die Cavallerie, vollends bei Nacht, von allen Bodenhindernissen und jeder kleinsten Postirung des Feindes aufgehalten allein die Aufgabe selten lösen. General von Goeben nahm die Verfolgung des geschlagenen Feindes erst am folgenden Tage auf."

Digitized by Google

XVIII.

Wiederholt (z. B. schon bei Spichern, oben S. 56) haben wir den Oberfeldherrn den Unterfeldherrn gegen unbegründeten Tadel vertheidigen sehen: es ist gar schön zu lesen, wie wohlwollend, wie gerecht er auch hierbei Lob und Tadel abwägt, zumal wie er sich selbst des Irrthums zeiht, seine Unterführer zu entlasten.

So erhält General von Manteuffel hohes Lob — genauer gesagt, kommt es seinem Generalstabschef von Lewinski, jetzt Befehlshaber des VI. Corps, zu — für den so früh gefaßten Plan, den voraussichtlich mißlichen Rückzug der Ostarmee durch ein Vorgehen

Digitized by Google

nach dem Doubs unterhalb Besançon zu durchschneiden.

Aber auch offener Tadel wird ihm nicht erspart (S. 373), als er dem General von Kettler Befehl ertheilt, das inzwischen geräumte und von dem Feind mit gewaltiger Uebermacht besetzte stark befestigte Dijon (mit nur $5\,^1/_2$ Bataillon) zu nehmen: „Man schlug (hierbei) den Gegner allzu gering an:“ „das Ganze bildete eine Stellung, welche gegen sehr viel größere Kräfte behauptet werden konnte“: nochmals wird S. 370 dieser Auftrag geradezu als „unausführbar“ bezeichnet: „aber das kühne Vorgehen einer schwachen Brigade bannte ein ganzes Heer in Unthätigkeit.“ Der Gegner Garibaldi spielt dabei eine recht traurige Rolle: in der Wirklichkeit: er ließ sich mit seinem Heer von ein par Bataillonen viele Tage lang in Schach und Scheu halten, werthvolle, ja entscheidende Tage, in denen von Manteuffel seinen Zug ungestört fortsetzen konnte, der den General von Werder und

die Belagerung von Belfort decken und der Ostarmee den Rückzug abschneideten sollte: aber auch in Moltke's Darstellung: es ist geradezu lächerlich, wie der alte Haudegen sich endlich in Bewegung setzt, in drei Colonnen vorrückt, aber die Bewegung nur eine Meile weit reicht! „Er beobachtet von einer Höhe die ihm entgegenrückenden Recognoscirungsabtheilungen der Deutschen und kehrt dann unter den Klängen der Marseillaise (!) nach Dijon zurück."

Recht herzlich wenig hält Moltke von der Feldherrnkunst des wackeren Freischarenführes, der dereinst mit nur 1000 Mann ein freilich gar wurmstichiges und vielfach verrathenes Königreich erobert hatte. Es bedeutet immer Uebles, bedient sich Moltke der Gänsefüßlein: — er läßt mit Vorliebe die öffentliche Meinung auf solchen auftreten (was zu ihrem Geschnatter und ihrer Albernheit meist trefflich paßt), und es ist recht, recht boshaft von ihm daß er S. 373 bei

General Garibaldi das Wort „General“ — wie sonst niemals! — hinten und vorn mit einer Wache von solchen Gänsefüßlein umhegt, welche nichts weniger als eine Ehrenwache sein soll. Noch einmal wird Garibaldi's gedacht: S. 393 heißt er der General diesmal ohne Gänsefüßlein. Aber ein außergewöhnliches Maß von leisem Spott wird ihm auch hier zu Theil: er erhielt den bestimmten Befehl, nur etwa 10,000 Mann in Dijon zu belassen, mit der Masse seiner Streitmacht aber sofort über Dôle heraus vorzugehen. „Aber der General trug noch immer Sorge um Dijon“: — das ist nun recht ausgesucht boshaft, da im Vorhergehenden der unglaublich grobe Fehler des „Generals“ nachgewiesen worden, sich mit seinem ganzen Heer von ein paar Bataillonen „in der Sorge um Dijon“ festnageln zu lassen, während die Badener die rettende und entscheidende Flankenbewegung vollzogen. „Er entsendete nur ein schwaches Häuflein . . . hinter den

Canal von Bourgogne. Von 700 Freischärlern, die gegen Dôle vorgegangen waren, hat man dort niemals etwas verspürt." (!) Vielmehr verblieb der General in Dijon, „um das er immer noch Sorge trug." War er doch „unter den Klängen der Marseillaise" dorthin zurückgekehrt von einer — unblutigen — Ausschau nach den anrückenden Deutschen.

Warmes Lob wird wie von Manteuffel auch dem General von Werder gespendet: ausdrücklich wird anerkannt, daß man in Versailles (d. h. Moltke) die plötzlich ganz veränderte, jenen Feldherrn auf das Aeußerste bedrohende Kriegslage, den Zug eines neuen französischen Heeres zum Entsatz von Belfort erst recht spät erkannt habe. Vierzehn Tage lang war diese Bewegung Moltke, wie dem zunächst bedrohten XIV. Corps selbst, völlig verborgen geblieben. In diesem Augenblick höchster Gefahr — „stündlich konnte der Angriff des überstarken Gegners erwartet werden" — erlebt nun der deutsche Leser höchste Freuden

Digitized by Google

an dem Verhalten der drei Männer: Moltke, Werder und Manteuffel. Werder, „den ganzen Ernst seiner Lage in Versailles zur Sprache bringend", fragt telegraphisch an, ob unter diesen Umständen, welche die Existenz seines ganzen Corps auf's Spiel setzen, die Belagerung von Belfort aufrecht erhalten werden soll? Die gefrornen Flußlinien gewähren ihm keine Deckung mehr, andrerseits beraubt ihn der Schutz der Einschließung von Belfort jeder Freiheit der Bewegung. Moltke befiehlt: Ja, weil nicht abzusehen war, wo der einmal begonnene Rückzug der Deutschen enden würde: von Werder erhält also den Auftrag, seine Stellung zu behaupten, ohne daß ihm die geradezu unentbehrliche Verstärkung versprochen werden kann, und mit der klaren Erkenntniß eines möglichen unglücklichen Ausgangs der Schlacht, d. h. der Vernichtung seines ganzen Corps, freilich unter ausdrücklicher Entbindung von der Verantwortung. — Das

ist nun geradezu großartig, das ist echt heldenhaft, das ist, in neuzeitliche Verhältnisse und auf ganze Heerscharen übertragen, jener markerschütternde Zug der Heldensage, nach welchem mit vollem Bewußtsein einzelne Helden von dem König kurzweg den Auftrag erhalten, zur Rettung des Ganzen z. B. zur Deckung des Rückzuges, in einem Engpaß, an einer Furt oder Brücke, stehen zu bleiben und sich zu opfern: — ein Zug, den ich im IV. Band des „Kampfes um Rom" (König Teja hemmt so das Nachdrängen des Narses) verwerthet habe. Noch schöner freilich ist es, wenn der Held ohne solchen Befehl, von freien Stücken, das Werk der Selbstaufopferung vollführt: das habe ich in dem Schluß der Kreuzfahrer (Friedmuth von Fragsburg deckt die Furth bei Elbing) und in Skirnir gebracht.

Am Allerergreifendsten aber ist es, wenn solche Selbstaufopfernng nicht Sage oder Dichtung, sondern Geschichte ist: und das geschah damals: ohne den (verzögerten) Befehl

abzuwarten, that General von Werder von sich aus das Heldenhafteste, was ihm, ohne daß er es wußte, einstweilen zugemuthet und befohlen war.

„Dem General von Werder wurde daher der bestimmte Befehl ertheilt, die Schlacht vorwärts Belfort anzunehmen. Wie nur billig, wurde er dadurch von der moralischen Verantwortung, für alle Folgen entlastet, welche der vielleicht unglückliche Ausgang des Kampfes haben konnte. Aber ehe noch dieser Befehl einging, hatte der General ihm schon aus eigener Entschließung entsprochen."

Man muß sagen: alle höchsten Mannestugenden unseres Volkes traten damals als das Selbstverständliche — ohne ein „mot sonore" — schlicht und schweigsam, wie die Nothwendigkeit der Ehre, hervor. Es ist erschütternd, dieses Zusammenwirken germanischer Helden, von denen jeder dem Andern das Höchste als selbstverständlich zumuthet und

Digitized by Google

jeder das Höchste an Aufopferung leistet, ohne den Befehl hierzu abzuwarten. Und auch Manteuffels Entschluß, nicht dem hart bedrängten Waffenbruder auf kürzestem (obzwar dann höchst schwierigem) Wege zu Hilfe zu eilen, ihn vielmehr einstweilen noch der eigenen Widerstandskraft zu überlassen, aber den Marsch so einzurichten, daß der Gegner, wenn sich nur der Freund, mit äußerster Anspannung aller Kräfte, behauptet hat, von hinten abgefangen und vernichtet wird, ist hart, ehern: — es hat etwas vom Altnordischen, dies ganze Wesen — aber großartig. Moltke und Lewinski theilen sich in den Ruhm dieses übrigens auch von Manteuffel sofort eifrig erfaßten Gedankens.

Und so wurden sie denn von den tapferen Alamannen, den alten Vorkämpfern des deutschen Heerbanns, allein gekämpft, die furchtbaren Kämpfe an der Lisaine in jenen eisigen Januartagen (15—17). So todtmüde waren die wackeren Leute — auch die Verpflegung

gerieth damals ins Stocken — vom Marschiren, Wachen, Fechten, daß, mitten in der Schlacht, unter dem Brüllen der Kanonen und dem Knattern der Gewehre, die Jäger, die Büchse im Anschlag, auf dem blutigen Schnee — einschliefen! Ihre Offiziere mußten sie wecken — mitten im Donner der Schlacht.

Digitized by Google

XIX.

Gar strenge geizt Moltke mit Worten des Lobes für Führer und Mannschaften: höchste Pflichterfüllung gilt ihm eben als selbstverständlich. Nur ganz ausnahmsweise wird ein Körnlein Anerkennung gespendet: Den Brandenburgern, den Pommern, nochmals den Pommern bei Pouilly (S. 370), den Baiern in Bazeilles, den Reitern der „Todesritte“ (oben S. 69—70), dann (S. 242) für die viertägigen Kämpfe vom 7.—10. December den Truppen des Großherzogs und den Baiern, welche von den 3400 Mann deutschen Verlustes mehr als die Hälfte zu tragen hatten: „der Großherzog verdankte es der Tapferkeit

aller seiner Truppen, daß er sich (mit seinem Häuflein) dreier französischer Armeecorps erwehren konnte."

Dann bei dem Zug der II. Armee auf le Mans, wo sich der Winter in aller Strenge geltend machte, die Reiter abstiegen und die Pferde am Zügel über das Glatteis führen mußten, das ganze Fuhrwerk bei dem Zustand der Wege nicht folgen konnte, die Bekleidung mangelhaft, die Ernährung spärlich war. „Aber guter Wille, Ausdauer und Mannszucht überwanden alle Schwierigkeiten." Neuere — deutsche — Beurtheiler der Deutschen Kriegführung haben an der Verwendung und auch zuweilen an der Haltung, zumal der Reiterei, auch wohl des Fußvolks mancherlei zu mäkeln gefunden: nur dem Geschütz sprechen sie nach beiden Richtungen uneingeschränktes Lob zu. Damit stimmt Moltke wenigstens insofern überein, als er wiederholt die Leistungen dieser Waffe ganz besonders hervorhebt: so (S. 264) bei der Beschießung

von Paris („sie hatten besser geschossen, als sie selbst vermutheten"), ferner S. 240, 242, 249, 300, 309, und von den ruhmreichen Kämpfen an der Loire wird bezeugt, daß „nicht zum Wenigsten die Leistungen der Artillerie" den Sieg entschieden: diese allein verlor in 4 Tagen 255 Mann und 300 Pferde, schließlich waren die stählernen Rohre fast sämmtlicher leichten Batterieen der XXII. Division und die meisten baierischen durch Ausbrennen der Keillochfläche unbrauchbar geworden.

Die Franzosen hatten auch einen starken Eindruck von der Ueberlegenheit dieser deutschen Waffe: oft hörte man in Frankreich zwischen dem 8. August und Mitte September von gefangenen Offizieren das Wort „vous nous avez écrasé par votre artillerie."

Digitized by Google

XX.

Ergreifend wirkt es, wie der als „kühl bis ans Herz hinan“ geschilderte Feldherr glühwarm wird bei der Erzählung des einzigen Gefechts, in welchem die Franzosen eine Deutsche Fahne — nicht erobert, nein: gefunden haben. Es ist das Blutbad bei Pouilly, vom 23. Januar, in welchem die wackeren Pommern die Fahne des II. Bataillons des 61. Regiments einbüßten.

Die Schilderung liest sich wie eine Schlachtballade.

Es wird als ein Fehler angedeutet, daß „man durchaus darauf bestand, die große für Infanterie allein fast uneinnehmbare Fabrik

von Pouilly zu stürmen.“ Nachdem alle älteren Offiziere gefallen, hatte ein Premierlieutenant, dessen Pferd erschossen und der selbst verwundet war, die Führung des II. Bataillons übernommen. Sobald die V. Compagnie, nur 40 Mann stark, aus dem nahen Steinbruche hervortrat, wurde sie von allen Seiten aufs Heftigste beschossen. Der Führer wurde sogleich verwundet, und der Sergeant, welcher die Fahne trug, brach nach wenigen Schritten todt zusammen, so auch der zweite Lieutenant und der Bataillonsadjutant, welche das Panier wieder erhoben. Dasselbe ging nun von Hand zu Hand: erst die Offiziere, dann die Mannschaft: alle seine Träger fielen. Die braven Pommern drangen dennoch bis an das Gebäude heran: aber dasselbe hatte auf dieser Seite überhaupt keinen Eingang und schließlich führte der Feldwebel den Rest der kleinen Schaar nach dem Steinbruche zurück. Hier erst wurde die Fahne vermißt. Freiwillige gingen noch in der Dunkelheit vor, um sie

Digitized by Google

zu suchen, aber nur Einer kehrte unverwundet zurück. Erst später fanden die Franzosen das Feldzeichen von Kugeln zerrissen in einer Blutlache unter Leichen auf. Es ist dies die einzige Fahne, welche während des Feldzugs verloren, aber auch nur so verloren ist. —" Wie prachtvoll! Der knappe Schriftsteller widmet dieser liegen gebliebenen Fahne 23 Zeilen. Und welche Zeilen!

In Deutschland verbreitete sich damals das ehrende Gerücht, Menotti Garibaldi habe dieses Feldzeichen den Deutschen zurückgestellt, da seine Leute es ja nicht erobert, nur gefunden hätten. Aber es war ein Irrthum. Man hat das seltene Fundstück behalten. So viel Ritterlichkeit brachten sie nicht in der That auf, — diese Romanen, die, Franzosen und Italiener, das schöne Wort so häufig anwenden. Ist es doch ein „mot sonore".

Wenden wir uns von der zerschossenen Pommernfahne nach Paris: da ging es zu Ende: die dort der Ergebung vorausgehenden

Zustände waren unheimlich: sie warfen die drohenden Schatten der Commune voraus. Die gesammte politische und militärische Lage Frankreichs und in nächster Nähe die Zustände in Paris waren geeignet, die ernste Sorge der Regierung hervorzurufen.

Seitdem Herr Thiers von seiner diplomatischen Rundreise zurückgekehrt war, wußte man, daß ein vermittelndes Einschreiten der auswärtigen Mächte nicht zu erwarten sei. Die Bedrängniß der Hauptstadt war mehr und mehr gestiegen. Längst schon hatten Mangel und Theuerung auf den Bewohnern gelastet. Ihre Vorräthe waren erschöpft, und selbst die Bestände der Besatzungsarmee bereits stark in Anspruch genommen. Bei der andauernden Kälte fehlte es an Heizmitteln, und die Gasbeleuchtung konnte nur unzureichend durch Petroleum ersetzt werden. Vor der vom Gegner lange verzögerten Maßregel des Bombardements bargen sich im südlichen Theil von Paris die Einwohner in den

Kellern oder flüchteten in entferntere Stadtviertel, während bei der nun auch im Norden beginnenden Beschießung die Bevölkerung von St. Denis massenweise zuströmte.

Der große Ausfall am 19. war vollständig gescheitert, ein Ersatz von außerhalb nicht mehr zu hoffen, seitdem Gambetta den Mißerfolg bei Le Mans mitgetheilt hatte. Die Armee von Paris, welche er der Unthätigkeit anklagte, war durch Frost, Krankheit und Desertion um ein Dritttheil ihrer Stärke vermindert und durch verunglückte Unternehmungen geistig herabgedrückt. Um Fleisch zur Ernährung der Einwohner zu beschaffen, hatte sie ihre Pferde hergeben müssen; auch erklärte General Trochu jede weitere Angriffsunternehmung für hoffnungslos, selbst für den passiven Widerstand seien die Mittel erschöpft.

Bisher hatte die Regierung durch schöngefärbte Berichte die Bevölkerung bei guter Laune zu erhalten gewußt, aber die schlimme

Lage der Dinge ließ sich nicht mehr verschleiern. Jetzt wurden alle ihre Maßregeln getadelt.

Es gab in Paris eine zahlreiche Klasse, welche von der allgemeinen Noth wenig berührt war. Die aus der Civilbevölkerung bewaffneten Vaterlandsvertheidiger wurden von der Regierung ernährt und reichlich besoldet, ohne daß sie sich allzusehr auszusetzen gehabt hätten. Ihnen schlossen sich alle die unsichern Elemente an, welche bei ungeordneten Zuständen ihre Rechnung fanden. Diese waren mit den Verhältnissen ganz zufrieden, wie sie der 4. Sept. geschaffen, und wenig später traten sie in der Schreckensgestalt der Commune auf. Schon zuvor hatten Volksaufläufe nur mit Waffengewalt zerstreut werden können, und selbst ein Theil der Nationalgarde war meuterischen Kundgebungen nicht fern geblieben. Unterstützt durch die Presse, forderten die demagogischen Clubs auch jetzt noch neue Unternehmungen, ja, selbst einen Massenausfall aller Bewohner von Paris. So befand sich die schwache, weil

nur auf Volksgunst ruhende Regierung im Gedränge zwischen unerfüllbaren Forderungen der einsichtslosen Menge und dem unerbittlichen Ernst der wirklichen Thatsachen. Unzweifelhaft gab es keinen Ausweg mehr als die Capitulation der Hauptstadt, jede Zögerung steigerte die Noth und zwang zur Annahme härterer Bedingungen. Wurden nicht ungesäumt alle Eisenbahnen freigegeben, um aus weitestem Umkreise Lebensmittel heranzuführen, so mußten unausbleiblich die Schrecknisse einer wirklichen Hungersnoth über mehr als zwei Millionen Einwohner hereinbrechen, denen später nicht mehr zu begegnen war. Aber Niemand wagte, das verhängnißvolle Wort Capitulation auszusprechen, Niemand die Verantwortlichkeit für das unausweichlich Gewordene zu übernehmen. Am 21. wurde ein großer Kriegsrath gehalten. Da alle älteren Generale weitere Angriffsunternehmungen für unausführbar erklärten, glaubte man, sich auch bei den jungen Militärs Rath erholen

Digitized by Google

zu sollen, kam jedoch zu keinem Entschluß. Weil aber doch irgend Jemand an allem Unheil schuldig sein mußte, so wurde nun General Trochu, das ursprünglich populärste der Regierungsmitglieder, seiner Stellung als Gouverneur enthoben und dem General Vinoy der Befehl über sämmtliche Truppen verliehen. General Ducrot legte sein Commando nieder.

Gebessert wurde dadurch in den Verhältnissen Nichts, und so erschien denn am 23. Herr Jules Favre in Versailles, um Verhandlungen, zunächst wegen Waffenstillstandes, anzuknüpfen. Auf deutscher Seite kam man diesem Wunsche entgegen, mußte aber selbstverständlich Bürgschaft dafür fordern, daß nach erfolgter Versorgung der Hauptstadt dort nicht der Widerstand fortgesetzt werde. Die Uebergabe sämmtlicher Forts, einschließlich des Mont Valerien und der Stadt St. Denis, sowie die Entwaffnung des Hauptwalles wurden gefordert und zugestanden. Am 26. Abends sollten die Feindseligkeiten vor

Digitized by Google

Paris eingestellt und alle Zufuhren freigegeben werden. Ein allgemeiner einundzwanzigtägiger Waffenstillstand würde dann mit dem 31. Jan. in Kraft treten, ausgeschlossen von demselben aber würden Departements Doubs, Jura und Côte d'Or, sowie die Festung Belfort bleiben, wo zur Zeit Operationen sich im Gang befanden, von denen beide Theile sich Erfolg versprachen.

Dieser Waffenstillstand gewährte der Défense nationale die nöthige Zeit, um eine frei gewählte Versammlung nach Bordeaux zu berufen, welche zu entscheiden haben werde, ob der Krieg fortzusetzen, oder unter welchen Bedingungen der Friede zu schließen sei. Auch in den von den Deutschen besetzten Landestheilen blieb die Wahl der Abgeordneten völlig unbehindert und unbeeinflußt. Die Kriegsbesatzung von Paris, Linientruppen, Marinesoldaten und Mobilgarden, hatten sofort die Waffen abzuliefern, nur 12000 Mann und die Nationalgarde durften sie zur Aufrecht-

erhaltung der Ordnung im Innern der Stadt behalten. Während des Waffenstillstandes blieb die Besatzung dort internirt, nach Ablauf desselben trat sie in Gefangenschaft. Von sofortiger Abführung nach Deutschland, wo schon alle irgend geeigneten Orte mit Gefangenen überfüllt waren, nahm man bei der nahen Friedensaussicht einstweilen Abstand.

Ohne Störung erfolgte am 29. Januar die Besetzung der Forts. Ausgeliefert wurden von der Feldarmee 602 Geschütze, 1 770 000 Gewehre und über 1000 Munitionswagen, von der Festung 1362 schwere Geschütze, 1680 Lafetten, 800 Protzen, ferner 3 500 000 Patronen, 4000 Centner Pulver, 200 000 Granaten und 100 000 Bomben.

Die 132tägige Einschließung von Paris war beendet, der größere Theil der vor seinen Mauern festgehaltenen deutschen Streitkräfte frei geworden, um im offenen Felde das Ende des Krieges zu erkämpfen.

Digitized by Google

XXI.

Das Allerunglaublichste und auch bei voller und gewiß nicht gehässiger Würdigung der Eigenart des Franzosen fast Unbegreifliche geschah nun aber nach Abschluß des Waffenstillstandes durch Herrn Jules Favre. Die Deutschen hatten sich hierbei ausbedungen, daß die drei östlichen Departements nicht in denselben einbegriffen werden sollten, weil man Frieden erst schließen wollte, nachdem Belfort genommen und das letzte im Felde stehende Heer der Feinde vernichtet oder in der Schweiz entwaffnet war. Und auch die Franzosen versprachen sich damals noch Erfolg von den Angriffen dieser Ostarmee. Diese Hoffnung

Digitized by Google

war freilich in Wahrheit bereits zum Wahne geworden. Aber Herr Jules Favre „vergaß", den dort schwer kämpfenden französischen Generalen von dieser Kleinigkeit Mittheilung zu machen! Gerade er selbst hatte den Deutschen das Zugeständniß gemacht und nun setzte er durch sein (fahrlässiges?) Verschweigen die bedrängten Feldherrn dem Aeußersten aus. In gutem Glauben verlangten diese auf Grund der an sie aus Paris gelangten Drahtberichte von uneingeschränktem Waffenstillstand von den Deutschen Einstellung der Feindseligkeiten, welche diese verweigerten, weil sie anfänglich von einem geschlossenen Waffenstillstand nichts wußten, in der Folge aber mit solcher Vereinbarung zugleich auch die Ausnahme für diesen Theil des Kriegsschauplatzes erfuhren.

Die französischen Führer geriethen in äußersten Zorn über die gewissen- und erbarmungslosen Deutschen, welche ihnen gegenüber sogar feierlich abgeschlossene völkerrechtliche Verträge nicht einhielten! Aber Lügen haben

kurze Beine und das Vertuschen ist ein Hinkefuß! Alsbald mußte den Getäuschten von Paris und von Bordeaux aus denn doch die Wahrheit gemeldet werden und nun wandte sich der gerechte Grimm gegen die eigene Regierung. — —

Digitized by Google

XXII.

Gegen das Ende des Buches erhebt sich die Darstellung, der Größe der erreichten Erfolge entsprechend, immer gewaltiger: es ist wie in einer Beethovenschen Symphonie, in der gegen den Schluß hin alle früher einzeln angeschlagenen Töne in großartiger Zusammenfassung in höchster Gipfelung emporrauschen: der dreitägige Kampf an der Lisaine (15., 16., 17. Januar), der Beginn der Beschießung von Paris (15. Januar), die Kaisererklärung zu Versailles (18. Januar), der Sieg bei St. Quentin (19. Januar), die Schlacht von Mont Valérien vom gleichen Tage, das Brodeln in dem Hexenkessel in Paris, der

Digitized by Google

Abschluß des Waffenstillstandes (26.) und die Besetzung der Forts von Paris (29. Januar), der Uebertritt der Ostarmee in die Schweiz (1. Febr.), der Fall von Belfort (17. Februar), der Rückmarsch der deutschen Heere und, als grauenhaftes Schlußbild, die Selbstzerfleischung der Franzosen in dem Bürgerkrieg der Commune vor den Augen der gehaßten „barbarischen Sieger".

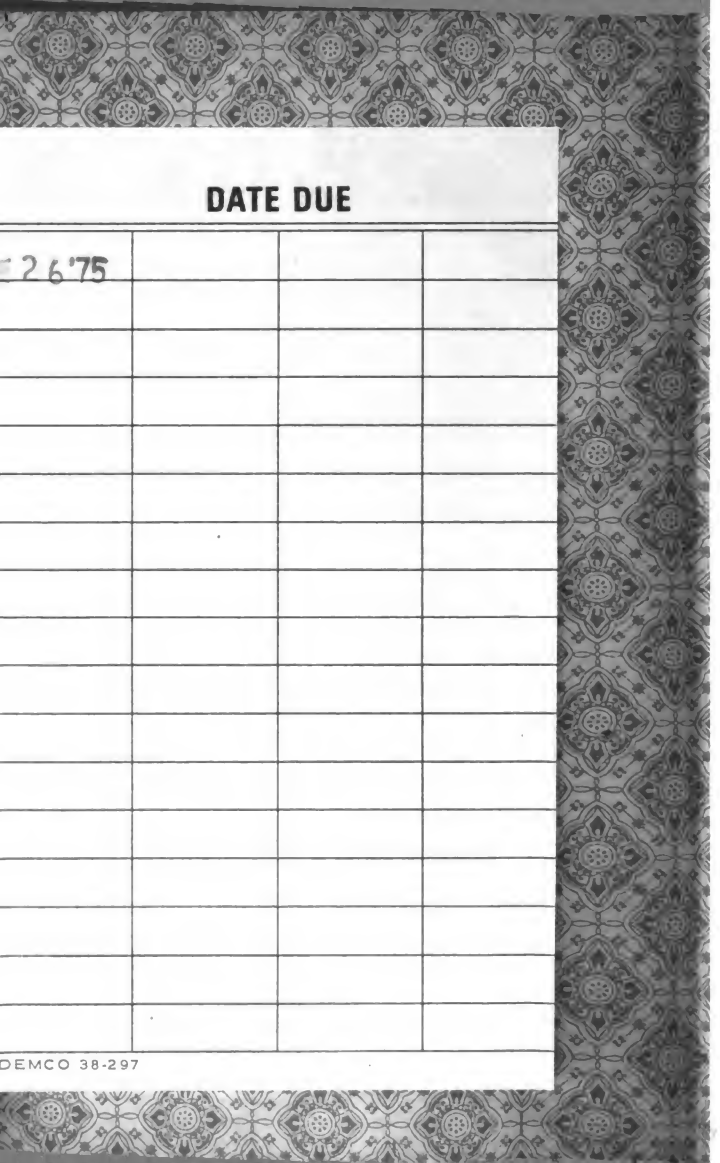
Was steckt Alles, welche Summe von Leistungen in dem kurzen Satze S. 392: „so befanden sich jetzt zwei französische Heere (das von Sedan und das von Metz) als Gefangene in Deutschland, ein drittes eingesperrt in der eigenen Hauptstadt und das vierte entwaffnet auf fremdem Boden;" in aller Kriegsgeschichte ist ein solcher Verlauf der Dinge unerhört: so völlig niedergeworfen ein Volk, das nur an Stäte, gewiß nicht an glänzender Tapferkeit dem unseren nachsteht: hier ward die Geschichte selbst zum Heldengedicht: all das hatten in sechs Monaten be-

Digitized by Google

wirkt Bismarck's Statskunst, Moltke's Feldherrnschaft, des Königs Wilhelm edle selbstverleugnende Fügsamkeit in Beider Vorschläge, die hilfseifrige Einigkeit der Unterführer und das wetteifernde Heldenthum unserer Wehrmänner aller Stämme. Verwirklicht war endlich der so lang, so schmerzlich gehegte Sehnsuchtsdrang aller wackeren deutschen Männer die Einigung der deutschen Stämme, die Herstellung des deutschen Staates, und der Friede von Frankfurt gab uns die in den Zeiten der Schmach und der Schwäche des alten Reiches entrissenen Westmarken zurück als sichernd vorspringende Schanzen gegenüber dem schlimmen Nachbar.

Digitized by Google

Digitized by Google



DATE DUE

E 26 '75			

DEMCO 38-297

Digitized by Google

8900A700791

b8900E700791a

a9008700791

b89008700791a

Digitized by Google